XX. Band 1934 Heft 1

# IMAGO

## Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

**Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung**

Herausgegeben von

**Sigm. Freud**

Redigiert von **Ernst Kris** und **Robert Wälder**

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psychoanalysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden, um Berücksichtigung finden zu können.

Die Redaktion

---

1) Die in der „Imago" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| bis | | 8 | Seiten | für | 25 | Exemplare | Mark | 15.—, | für | 50 Exemplare | Mark 20.— |
| von | 9 | „ 16 | „ | „ | 25 | „ | „ | 20.—, | „ | 50 „ | „ 25.— |
| „ | 17 | „ 24 | „ | „ | 25 | „ | „ | 30.—, | „ | 50 „ | „ 40.— |
| „ | 25 | „ 32 | „ | „ | 25 | „ | „ | 35.—, | „ | 50 „ | „ 45.— |

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

---

**Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–**

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten

*Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XIX. Band (1933) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—*

---

**Bei Adressenänderungen**

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

# IMAGO

XX. BAND

1934

# IMAGO

## ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

**SIGM. FREUD**

REDIGIERT VON

ERNST KRIS UND ROBERT WÄLDER

XX. BAND

1934

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG IN WIEN

MANZSCHE BUCHDRUCKEREI, WIEN IX.

I M A G O

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE,
IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XX. Band 1934 Heft 1

# Übertragung und Liebe[1]

Von

Ludwig Jekels und Edmund Bergler

Wien

*Die größten Schwierigkeiten liegen da,*
*wo wir sie nicht suchen.* Goethe

## I. Das Mirakel der Objektbesetzung

„Die narzißtische oder Ich-Libido erscheint uns als das große Reservoir, aus welchem die Objektbesetzungen ausgeschickt und in welches sie wieder einbezogen werden, die narzißtische Libidobesetzung des Ichs als der in der ersten Kindheit realisierte Urzustand, welcher durch die späteren Aussendungen der Libido nur verdeckt wird, im Grunde hinter denselben erhalten geblieben ist" (Freud).[2]

Ein Sachverhalt, der eine Fülle von Fragen geradezu herausfordert. Denn daß das Ich zugunsten eines fremden Ichs von seiner Libido abgibt, sich dieser entäußert, ist alles andere denn eine Selbstverständlichkeit, die jegliches Fragen nach Ursachen entbehrlich macht; ist vielmehr ein Mirakel, das der Erklärung in höchstem Maße bedürftig erscheint. Warum tut dies das Ich? Von welchen Motiven ist es dabei getragen? Hat es — wie naheliegend — Vorteile dabei und welche?

Es gibt unseres Wissens in der psychoanalytischen Literatur bloß einen einzigen direkten Hinweis auf dieses Rätsel. Er stammt von Freud, der in „Zur Einführung des Narzißmus" meint, das Ich greife zur Objektbesetzung, damit eine höhere Stauung der Libido im Ich, die unlustvoll empfunden werden könnte, vermieden werde. Ein energetischer Erklärungsversuch, dem gewiß

1) Nach einem Vortrag, gehalten in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 8. November 1933.
2) Ges. Schr., Bd. V, S. 93. „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie".

Richtigkeit nicht abgesprochen werden kann. Unsere Untersuchung hat zum Zweck, darüber hinaus die psychologischen Motive zu erschließen, welche über das ansonsten mit so viel anspruchsloser Selbstverständlichkeit hingenommene Mirakel der Objektbesetzung irgendwie Licht breiten könnten.

## II. Das Geliebtwerdenwollen

Vorerst ein klinisches, bereits anderen Ortes[3] angeführtes Beispiel, das wir wegen seiner Plastizität hier wiederholen.

Es handelt sich um den Fall einer etwa 40jährigen verheirateten Frau, die, nachdem sie in der letzten Ordination dem Analytiker ein für sie sehr schwerwiegendes, weil ihre moralische Persönlichkeit arg belastendes Geständnis abgelegt hatte, in der darauffolgenden Sitzung schluchzend dem Arzt berichtet: „Ich habe gestern abends das Gefühl gehabt, daß Sie mich verlassen haben", wenige Minuten später: „Ich hatte gestern abends das Gefühl: ich habe Sie gar nicht mehr, ich weiß nicht, wo Sie sind, ich bin zu schlecht für Sie."

Wir zweifeln gar nicht daran, daß jeder erfahrene Analytiker solche Beispiele im Überfluß kennt, so daß sich weitere vollends erübrigen. Auch darüber, wie dieses Verhalten der Patientin aufzufassen und auszulegen sei, kann kein Zweifel obwalten: Die Angst hat hier zum Inhalt, die Patientin könnte von ihrem Analytiker verlassen, von ihrem Über-Ich getrennt sein. Diese Angst, von seinem Über-Ich getrennt zu sein, wird ja im übrigen vollkommen richtig in der Psychoanalyse als Angst vor dem drohenden Liebesverlust aufgefaßt. Der Vorbeugung dieser Angst vor dem Liebesverlust dient ja auch zweifelsohne die narzißtische Identifizierung mit dem Analytiker, wie dies einer der Autoren in seiner Arbeit über das Plagiat bereits hervorgehoben hat.[4] Von der Beobachtung ausgehend, wie oft ein Patient die Ansichten des Arztes fast wörtlich wiederholt ohne jegliche Erinnerung an die Quelle, aus der sie stammen, faßt er dieses unbewußte Plagiat in der Analyse, diese Identifizierung als Angstabwehr, d. h. als ein Geliebtwerdenwollen auf, das eigentlich auf die Formel zu bringen sei: „Ich bin wie du, und da du dich liebst, mußt du auch mich lieben."

Aber über diese Auffassung als Angst vor Liebesverlust hinaus muß uns auch noch der Umstand auffallen, daß diese Angst fast immer und unzweideutig ihren Ausdruck findet in der Vorstellung eines räumlichen Getrenntseins. Es bedarf kaum einer genaueren Beobachtung, um dies festzustellen. Dieser Tatbestand verdient unsere Aufmerksamkeit um so mehr, als ja schon Freud in „Hemmung, Symptom und Angst" die Angst als Reaktion auf einen Verlust, auf eine Trennung bezeichnet.

3) Jekels, „Das Schuldgefühl", Psychoanalytische Bewegung, IV, 1932, S. 345 ff.

4) Bergler, „Das Plagiat", Psychoanalytische Bewegung, IV, 1932. Siehe die fünfzehnte und sechzehnte unbewußte Plagiatform, S. 414 f.

Nicht minder aber hat nach Freud die Säuglings- und Kleinkinderangst zur einzigen Bedingung das Vermissen des Objektes. Und zwar ist dieses Objekt, dem die Sehnsucht gilt und dessen Nichtdasein die Angst hervorruft, den geltenden Ansichten zufolge die geliebte und ersehnte Mutter, bzw. deren Ersatz. Und zwar soll ihr Vermissen vom Kinde aus einem ökonomischen Grunde, nämlich infolge Anwachsens der Bedürfnisspannung — weil Reizgrößen eine unlustvolle Höhe erreicht haben — empfunden werden. Diese in ihrer Richtigkeit nicht anzweifelbare Erklärung hat zur Voraussetzung die Erfahrung, daß ein äußeres durch Wahrnehmung erfaßbares Objekt der gefahrdrohenden Situation ein Ende machen kann; dem Vermissen dieses Objektes gelte nun die Angst als Signal der Gefahr.

In diesem summarischen Erklärungsversuch („Erfahrung") ist uns, unserer Ansicht zufolge, ein Rahmen gegeben, dessen detaillierte Ausarbeitung wir hier versuchen wollen. Vor allem gedenken wir den oben als Erfahrung bezeichneten seelischen Tatbestand gleichsam unter die Zeitlupe zu nehmen und hoffen, durch minutiöse Betrachtung die Objektbeziehung in ihren Uranfängen zu erfassen. Wobei sich uns, wie hier peremptorisch bereits mitgeteilt werden soll, der Schluß ergibt, die räumliche Trennung als Ausdruck der Angst entstamme — weit über die objektlibidinöse Beziehung zur Mutter hinaus — zutiefst dem Gefühl der bedrohten narzißtischen Einheit.

Für den Erweis dieses Sachverhaltes soll uns der Umstand als Wegweiser dienen, daß doch nach den herrschenden psychoanalytischen Ansichten das Schuldgefühl und die Angst dem Nichtgeliebtwerden vom Über-Ich, resp. der Angst vor Liebesverlust gelten. Was uns unvermittelt zum Problem der Liebe führt. Um aber dieses Phänomen in seiner ganzen psychologischen Wesenheit durchleuchten zu können, erscheint es uns unerläßlich, uns vorerst dem Problem des Über-Ichs zuzuwenden.

## III. Die Entwicklung des Über-Ichs

In dem Bedeutungswandel, den der Begriff des Über-Ichs im Laufe der Zeit erlitt, spiegelt sich klar der Entwicklungsgang der Freudschen Triebpsychologie. Denn diese „Stufe im Ich" wurde zu einer Zeit entdeckt, wo die Libido schon deshalb im Vordergrunde stand, weil in der damaligen Triebantithese: Sexual- und Ich-Triebe, sie allein ein bekannter Faktor war, der zweite aber, eben die Ich-Triebe, noch in keinerlei Weise bestimmbar erschien. Damals hieß diese Differenzierung im Ich Ich-Ideal; seine Wesenheit aber wurde folgendermaßen gezeichnet: „Er (der Mensch) will die narzißtische Vollkommenheit seiner Kindheit nicht entbehren und wenn er diese nicht festhalten konnte . . . sucht er sie in der neuen Form des Ich-Ideals wieder zu gewinnen."

(„Zur Einführung des Narzißmus.") Sieben Jahre später wird es indessen bereits als „Summe aller Einschränkungen, denen das Ich sich fügen soll", aufgefaßt („Massenpsychologie und Ich-Analyse"). Seit der Ersetzung jenes Triebgegensatzes durch die Antithese: Eros und Thanatos, und in dem Maße, als im allgemeinen die Bedeutsamkeit der Aggression an Würdigung zunahm, verschob sich zu ihren Gunsten auch die Anschauung über Inhalt und Charakter der nunmehr als „Über-Ich" benannten Instanz bis zu der jetzt geltenden Ausschließlichkeit: „Das Über-Ich scheint in einseitiger Auswahl nur die Härte und Strenge der Eltern, ihre verbietende und strafende Funktion aufgegriffen zu haben, während deren liebevolle Fürsorge keine Aufnahme und Fortsetzung findet" (Neue Folge der Vorlesungen, S. 88). Zugleich behielt jedoch dies Über-Ich auch den Charakter oder die Funktion des früheren Ich-Ideals: „Es ist auch der Träger des Ich-Ideals, an dem das Ich sich mißt, dem es nachstrebt, dessen Anspruch auf immer weitergehende Vervollkommnung es zu erfüllen bemüht ist. Kein Zweifel, dieses Ich-Ideal ist der Niederschlag der alten Elternvorstellung, der Ausdruck der Bewunderung jener Vollkommenheit, die das Kind ihnen damals zuschrieb" (Neue Folge, S. 91).

Trotz dieser deutlichen Hinweise herrscht, wie eine Umschau in der Literatur uns belehrt, ziemliche Verwirrung. Und wir sind nicht die einzigen, die diesen Eindruck hier davontragen. So z. B. Nunberg: „Wenn ferner das Ich-Ideal ein Abbild der geliebten Objekte im Ich sein soll und das Über-Ich ein solches der gehaßten und gefürchteten, wie kommt es, daß diese beiden Begriffe verwechselt wurden und der eine für den andern gebraucht wird?" (H. Nunberg, Allgemeine Neurosenlehre, Bern 1932, S. 124).

Nun vermeinen wir aber, daß unter dem hier von uns anzuwendenden Aspekt des Kampfes von Eros und Thanatos diese zweifellos richtige Anschauung Freuds über das Über-Ich speziell durch präzise Erfassung der Details, besonders der Beziehung von Über-Ich und Ich-Ideal an Klarheit und Schärfe noch bedeutend gewinnt.

Wir fassen nämlich das Ich-Ideal etwa wie eine zwischen zwei Nachbarländern befindliche ‚neutralisierte Zone' auf. Wir meinen weiters, daß ebenso wie im Kriegsfalle alle Anstrengungen der beiden kriegführenden Parteien vorerst der Besetzung dieses indifferenten Landstriches gelten, so auch hier der Besitz des Ich-Ideals das ureigentliche Ziel und Objekt des hin- und herwogenden Kampfes der beiden großen Gegner, Eros und Thanatos, ist. Diese Auffassung vom an und für sich neutralen Charakter des Ich-Ideals ist aber das Ergebnis der nachstehenden Überlegung über die Entwicklung des Ich-Ideals.

Danach ist diese Entwicklung eine sehr allmähliche und geht über eine ganze Reihe von Vorstufen. In jedem Stadium dieser Entwicklung glauben

wir aber die beiden Grundtriebe am Werke. Und unter diesem Gesichtswinkel kann man in starker Schematisierung füglich von zwei Wurzeln der Ich-Ideal-Bildung sprechen. Eine derselben besteht in dem Versuch des Ichs, die gegen das Ich gerichtete Aggression des Todestriebes auf Objekte abzuleiten, wodurch diese schreckhaft werden; sohin in einem Vertauschen einer inneren gegen eine projizierte äußere Gefahr; ein mißlungener Versuch.

Diese Leistung des Destruktionstriebes wird vom Eros pariert durch Aufnahme dieser angsterregenden Objekte ins Ich, wo sie Gegenstand des eigenen Narzißmus werden.

Als zweite Wurzel wäre folgender Vorgang anzusehen: Das Allmachtsgefühl des Kindes wird durch die realen Anforderungen, wie Stillintervalle, Reinlichkeitserziehung usw., kurz durch die Forderung der Außenwelt, stark erschüttert. Nach einer Reihe von mißlungenen Restitutionsversuchen findet sich das Kind vor der Alternative, entweder auf sein Allmachtsgefühl zu verzichten oder es, selbst um den Preis eines Kompromisses, aufrechtzuerhalten. Als ein solches Kompromiß stellt sich der von Freud wie folgt geschilderte Vorgang dar:

„Wir können sagen, der eine habe ein Ideal in sich aufgerichtet... Diesem Ideal-Ich gilt nun die Selbstliebe, welche in der Kindheit das wirkliche Ich genoß. Der Narzißmus erscheint auf dieses neue ideale Ich verschoben, welches sich wie das infantile im Besitz aller wertvollen Vollkommenheiten befindet. Der Mensch hat sich hier, wie jedesmal auf dem Gebiete der Libido, unfähig erwiesen, auf diese einmal genossene Befriedigung zu verzichten. Er will die narzißtische Vollkommenheit seiner Kindheit nicht entbehren, und wenn er diese nicht festhalten konnte, durch die Mahnungen während seiner Entwicklungszeit gestört und in seinem Urteil geweckt, sucht er sie in der neuen Form des Ich-Ideals wieder zu gewinnen." („Zur Einführung des Narzißmus", Ges. Schr., Bd. VI, S. 178.)

Gelänge dem Eros diese Abwehr des Thanatos durch Aufrichtung des Ich-Ideals, so wäre dieses ausschließlich Stätte der Liebe, die es in Wirklichkeit nicht ist. Denn der Thanatos gibt sich nicht geschlagen, macht vielmehr diese Waffe, die sich Eros geschliffen hat, schartig. Beruht doch bekanntlich die Idealbildung auf Identifizierungen, die sehr früh beginnen und auf allen Organisationsstufen feststellbar sind. Nun wissen wir aber zur Genüge, daß mit jeder Identifizierung eine Desexualisierung einhergeht.

Das Problem der Desexualisierung, die sohin als Werk des Thanatos aufzufassen ist, ist ein bisnun nur wenig betretenes Gebiet der Psychoanalyse; es sei uns gestattet, dieses Phänomen zu streifen. Der Begriff der Desexualisierung wird meistens dem der Sublimierung völlig gleichgesetzt. Zu Unrecht,

wie wir meinen. Denn die Desexualisierung ist der umfassendere Begriff und die Sublimierung bloß ein Spezialfall der Desexualisierung. Diese stellen wir uns aber vor als einen kontinuierlichen, der Libido wie ihr Schatten folgenden, d. h. auf allen ihren Entwicklungsstufen vor sich gehenden Prozeß. Unter dem Einflusse des Destruktionstriebes ist das Ich vor allem schon auf den prägenitalen Stufen bemüht, die oralen, analen und urethralen Funktionen von der sexuellen Beimischung zu befreien und in reine Ich-Funktionen — Nahrungsaufnahme, Entfernung von Körperschlacken des intestinalen und uropoetischen Systems — zu verwandeln. Schon hier, wie wir wissen, bloß mit teilweisem Erfolg, der dem Ich auf der phallisch-genitalen Stufe aber gänzlich versagt bleibt. Was wohl begreiflich erscheint, wenn wir bedenken, daß das Genitale keine Ich-Funktion besitzt und bloß der sexuellen dient. Und so würde denn die Desexualisierung hier — wie es die Latenzzeit, in der sie tatsächlich stattfindet, zur Evidenz beweist — einem Auslöschen der Sexualität überhaupt gleichkommen, wäre ein Ausschütten des Kindes mit dem Bade.

Bekanntlich führt ja die Neurose zum entgegengesetzten Ergebnis; ihr Erfolg besteht ja gerade in der Sexualisierung der Ich-Funktionen. Was aber die phallisch-genitale Phase anlangt, so wird die normaliter nach Ablauf der Latenzzeit stattfindende Sexualisierung durch den neurotischen Prozeß einer neuerlichen Desexualisierung unterworfen (Impotenz, Frigidität).

Einen vollen Erfolg seiner Bemühungen zu desexualisieren hat das Ich erst nach der Zertrümmerung des Ödipuskomplexes zu verzeichnen. Und zwar aus dem bereits erwähnten Grunde, weil die Desexualisierung hier das ureigenste und ausschließlich ihr dienende Organ der Sexualität betrifft. Weiters aber vielleicht auch deshalb, weil nach so vielen mißlungenen Versuchen ein zeitweises, gleichsam resigniertes Nachlassen in den Bestrebungen, die Libido direkt zu befriedigen, eintreten dürfte.

All die voranstehenden Ausführungen, besonders aber der Hinweis auf die Entstehungsgeschichte des Ich-Ideals, seine Ableitung aus dem Identifizierungsvorgang und der mit ihm verbundene Desexualisierung, sollten als Stütze für unsere Auffassung des Ich-Ideals als einer neutralen Zone dienen. Da werden wir aber gewahr, daß wir sowohl durch diese Behauptung, als auch mit der zu ihrem Erweis angeführten Argumentation sichtlich in die unmittelbarste Nähe eines von Freud bereits aufgerollten Problems geraten sind, was — wie wir alsbald sehen sollen — unserer Ansicht eine allgemeinere und höhere Bedeutung zu verleihen scheint.

Wir haben dabei im Auge jene viel erörterte und mannigfach kommentierte Stelle in „Ich und Es" im Anschlusse an den hypothetischen Versuch einer Erklärung der direkten, d. h. vom Benehmen des Objektes unabhängigen Verwandlung von Affekten in ihr materielles Gegenteil. So von Liebe in Haß,

wie in Fällen von Paranoia persecutoria, oder auch von Haß in Liebe, wie dies bei manchen Fällen von Homosexualität zutrifft, in denen der Liebe ursprünglich feindselige Rivalität vorausgegangen ist. Eine solche direkte Verwandlung der Affekte, meint Freud, stelle die Unterscheidung der beiden Triebarten sehr in Frage, ja stoße sie sogar um, da doch diese Unterscheidung auf der Annahme „entgegengesetzt laufender physiologischer Vorgänge“ basiert sei. Indessen gebe es noch eine andere Erklärungsmöglichkeit für dieses Phänomen der Affektverwandlung, wonach diese der Statuierung der beiden Triebarten keineswegs widerspricht und sie auf keinerlei Weise tangiert. Nämlich, soferne man der Auffassung Raum gibt, daß dieser Affektverwandlung lediglich ein ökonomisches Motiv zugrunde liegt, d. h. daß sie ausschließlich durch die Rücksicht auf günstigere Abfuhrmöglichkeiten verursacht sei. Freilich stütze sich, meint Freud weiter, dieser Erklärungsversuch nicht etwa auf einen Beweis und bloß auf eine Annahme, nämlich „als gäbe es im Seelenleben — unentschieden, ob im Ich oder Es —, eine verschiebbare Energie, die an sich indifferent, zu einer qualitativ differenzierten erotischen oder destruktiven Regung hinzutreten und deren Gesamtbesetzung erhöhen kann.[5] Ohne diese Annahme einer solchen verschiebbaren Energie kommen wir überhaupt nicht aus. Es fragt sich nur, woher sie stammt, wem sie zugehört und was sie bedeutet.“

Soweit Freud. Wir aber glauben seine Hypothese wesentlich zu stützen, ihr vielleicht Beweiskraft zu verleihen, indem wir auf Grund unserer obigen Ausführungen eben auf das Ich-Ideal als auf diese von Freud postulierte verschiebbare, indifferente Energie verweisen. Und wir erwarten hiebei um so weniger einen Widerspruch, als ja dem Ich-Ideal ganz gewiß jene Merkmale eignen, die Freud für jene indifferente Energie in Anspruch nimmt, nämlich, daß sie dem narzißtischen Libidovorrat entstamme und desexualisierter Eros sei.

Verhehlen wir uns indessen nicht, daß hier anscheinend ein Widerspruch vorliegt; denn Narzißmus und Indifferenz sind nicht leicht miteinander zu vereinigen. Dieser Widerspruch verliert indessen viel von seiner Schärfe, wenn man eingedenk ist dessen, daß dieser Eros hier einer Desexualisierung unterlag. Was dabei von ihm noch übrigblieb, ist seinem Schatten bloß vergleichbar. Eher könnte man davon sprechen, daß ihm eine Nuance des Todestriebes anhafte, wo doch schon die Desexualisierung ein Werk des Thanatos ist; weiters aber waren ja die introjizierten Personen schreckhaft bis zum Eingreifen des Eros, der diese Schreckhaftigkeit allerdings sehr gemildert hat. Alles in allem aber präsentiert sich das Ich-Ideal als eine inhomogene und

5) Von uns gesperrt.

daher recht unvollkommene Institution; eine kaum gelungene Legierung zweier ungleichwertiger Substanzen, nämlich des äußerst resistenten, ja kaum überwindbaren ursprünglichen Narzißmus mit den Imagines der introjizierten Personen, denen man auch nicht annähernd die gleiche Resistenzfähigkeit beimessen kann.

Was Wunder, daß angesichts dieser Beschaffenheit des Ich-Ideals die beiden Triebe es nicht schwer haben, sich dieser Energie jeweils zu bemächtigen, die derart wechselnde Beute bald des einen, bald des anderen wird, je nach Übergewicht, um dann die Farben — man denkt unwillkürlich an Schwarz und Rot — des jeweiligen Siegers zu tragen. Ähnlich den Helden Homers, die im Hades zu neuem Leben erwachen, nachdem sie Blut getrunken, kann auch dieser Schatten, der desexualisierte Eros, durch Hinzutritt der Energie eines der beiden Triebe neu belebt werden.

Dieses wechselnde Spiel der Triebe läßt uns verstehen, daß das Über-Ich nach Freud ein Doppelantlitz trägt, das er durch die beiden Formeln charakterisiert hat: „Du sollst" und „Du darfst nicht". Beide Strömungen sind, wie wir sehen, triebpsychologisch und genetisch verschieden. Das „Du sollst" entspricht dem eben skizzierten Ich-Ideal. Anders das „Du darfst nicht". Es verdankt seine Genese der gegen das Ich gerichteten Aggression des Thanatos, die das Ich um jeden Preis auf Objekte abzuführen bemüht ist, damit es der Vernichtung nicht selbst anheimfalle. Doch kann diese Abfuhr bloß in geringem Maße gelingen, schon wegen der Ohnmacht des Kindes, das doch keine wesentlichen Aggressionen in die Tat umsetzen kann. Die Unvereinbarkeit der Selbstaggression mit der narzißtischen Position des Ichs bringt eine Projektion dieser Aggression mit sich, derart, daß sie als von außen kommend, als äußere Bedrohung, empfunden wird. Indessen werden aber, wie bereits erwähnt, diese ursprünglich als bedrohlich empfundenen Personen später ins Ich-Ideal aufgenommen, was eine gründliche Wandlung in der Bewertung ihrer Bedrohlichkeit zur Folge hat. Sind sie doch dort Gegenstand des Narzißmus geworden, und muß daher die ihnen geltende Aggression des Ichs notwendigerweise sehr herabgesetzt und gemildert sein, da sie doch in gewissem Sinne zur Selbstaggression würde. Dies hat eine Stauung der Aggression zur Folge, damit die Gefahr der Wendung gegen das eigene Ich, welche Gefahr durch Angst signalisiert wird.

Diese Ableitung des zweiten Inhalts des Über-Ichs, in der der Nachdruck auf die Intensität des Todestriebes und seine Tendenz gelegt erscheint, dagegen seine Bedingtheit durch das Objekt und seine Verknüpfung mit diesem als recht lose gedacht wird, wird durch einen Sachverhalt wesentlich gestützt, auf dessen Auffälligkeit bereits wiederholt hingewiesen wurde. Nämlich, daß die Strenge des Über-Ichs verhältnismäßig selten von der real

erlebten Strenge der Eltern ableitbar ist, vielmehr meist ein Mißverhältnis, ja recht oft sogar ein Gegensatz zwischen beiden feststellbar ist. Denn das Entscheidende scheint uns hier das Vorhandensein einer größeren, dem Es entströmenden Triebenergie, die in ihrer Abfuhr auf Objekte behindert ist. Diese letztlich gegen das eigene Ich gewendete Aggression des Todestriebes findet in der Mythologie und den Religionen der Antike ihre Spiegelung als Dämon, und wir wollen zwecks bequemer Handhabung auch hier für sie diese Bezeichnung verwenden. Darnach verstehen wir unter Dämon den angsterregenden „Du darfst nicht"-Anteil im Über-Ich.

Den Bestrebungen des Dämons kommt die Inhomogenität des Ich-Ideals außerordentlich entgegen. Sie ermöglicht es vor allem dem Dämon, sich vorerst des Ich-Ideals und seiner indifferenten Energie, gleichsam als eines stummen Modells, zu bedienen, das dem eingeschüchterten Ich stets vorgehalten und derart zur Quelle von Schuldgefühlen wird. Und so kommt es, daß sich die ins Ich-Ideal aufgenommenen Personen als sehr unsichere Bundesgenossen des Ichs erweisen. Fallen sie doch dem Ich gleichsam in den Rücken und werden indirekt zu Helfern des Thanatos schon durch den bloßen Umstand, daß sie die Aggression des Ichs dämpfen und selbst voller Widersprüche sind — offenbar ein Nachklang der Inkonsequenz jeder Erziehung. Nur so kann es kommen, daß der Dämon an das Ich die konträrsten und daher völlig unerfüllbaren Bedingungen stellen kann. Einerseits ist er gegen jede Objektbesetzung, weil diese Abfuhr von Aggression das Ich erleichtert. Anderseits drängt der Dämon das Ich zur Objektbesetzung, indem er ihm ständig das „stumme Modell" des Ich-Ideals vorhält, das doch auch ein Residuum von Objekten ist. Endlich richtet sich aber der Dämon auch gegen den selbstgenügsamen Narzißmus als Äußerung des Eros.

Durch Verwendung des Ich-Ideals für seine Zwecke mobilisiert der Dämon den Eros gegen den — Eros, schlägt ihn gleichsam mit eigenen Waffen und macht derart die Absichten des Eros, die dieser bei der Aufrichtung des Ich-Ideals verfolgte, zunichte.

Keine Rede indessen von einer endgültigen Niederlage des Eros, der unablässig bemüht ist, die Vorstöße des Thanatos aufzufangen, sie zu parieren, und das Ich-Ideal aus seiner Indifferenz zu bringen. Die gegen das Ich sich richtende Aggression — uranfänglich in gar keiner Beziehung zu den Objekten der Außenwelt — wird im Wege der Projektion als von der Außenwelt kommend empfunden, und zwar zur Schonung des bedrohten Narzißmus. Denn selbst das Strafbedürfnis[6] kann auch als eine Prävenire aufgefaßt werden, dessen

6) Es sei auf die grotesken Verrenkungen verwiesen, welcher das in die Enge getriebene Ich fähig ist, nur um ein Stück ursprünglich ihm geltender Aggression nach außen abzu-

Motiv gleichfalls in der Tendenz zur narzißtischen Intaktheit zu suchen ist. Vielleicht ist dies der wahre Sinn von Nietzsches Auffassung des Schuldgefühls: Machtwille gegen die eigene Ohnmacht.

Während aber diese Vorgänge sich als Schutz-, somit bloße Abwehrmaßnahmen des Eros darstellen, ist ihm die Möglichkeit eines vollen Triumphes erst eingeräumt, wenn es ihm gelingt, die Strafe zu erotisieren, sie zur Quelle masochistischer Lust zu gestalten.[7] So ist der Masochismus ein Triumph des Eros, aber gewiß kein vereinzelter. Denn, worauf einer der Autoren bereits in einer früheren Arbeit über das Schuldgefühl[8] verwiesen hat, ist das Schuldgefühl nicht allein Folge, sondern auch zugleich ein Antrieb für neuerliche Erosbestrebungen in dessen Kampfe mit dem Todestrieb, daß er es zustande bringt, nicht allein die Aggression zu bändigen, sondern sich sogar ihrer dann als Vorspann für seine Zwecke zu bedienen.

Aber selbst vor dem Angriff schreckt das bedrängte Ich in diesem seinem verzweifelten Verteidigungskampfe nicht zurück. An Äußerungen dieser Angriffstaktik des in diesem Kampfe gewöhnlich als allzu passiv vorgestellten Ichs mangelt es wahrlich nicht. Es sei hier bloß auf den Witz, die Komödie,[9] den Humor — wie eine in Vorbereitung befindliche Arbeit der Autoren nachweisen soll — und *last not least* auf die — Manie verwiesen. Ihrem Wesen nach sind es ja nichts anderes denn mehr oder weniger verhüllte — ja, wie in der Manie, sogar überdeutliche — Durchbrüche der Aggression des Ichs gegen das Ich-Ideal. Ihrem Sinne nach aber bedeuten sie Versuche, dem Dämon sein Werkzeug zu entwinden, mit welchem er dem Ich die Qualen bereitet. Hier wird gegen die Aggression des Dämons vom narzißtischen Ich ebenfalls die Aggression mobilisiert; der Dämon soll mit seinen eigenen Waffen geschlagen werden. Die Aggression

führen. Etwa der Fall, wo die Abfuhr der Aggression vom Dämon zugestanden wird unter der Bedingung des Bestraftwerdens des Ichs durch das — Objekt. Eine der wenigen Konzessionen des Dämons ist also, daß er die Exekution nicht selbst ausführt, sondern diese dem Objekt („Liebesobjekt"?) überläßt. Oder wenn Ausleben der Aggression und Erreichen der Bestrafung in zwei zeitlich getrennte Akte zerlegt wird (zweizeitiges Symptom in der Zwangsneurose). Darnach ist nicht allein die Genese des Über-Ichs, sondern auch seine Strenge in dem Umstande zu suchen, daß die Abfuhr der Aggression nach außen durch Projektion aus den oben angeführten Gründen mißlingt. Eine gelungene Aggressionsableitung erhöht den Narzißmus des Ichs und verleiht dem Eros vorübergehend Übergewicht, eine mißlungene Aggressionsableitung verstärkt automatisch den gegen das Ich wütenden Thanatos.

7) Hier befinden wir uns in voller Übereinstimmung mit L. Eidelberg, der, von anderen Gesichtspunkten ausgehend, in seiner Arbeit über „Masochismus" für eine Gruppe dieser Perversen nachgewiesen hat, daß sie ihre Niederlagen auf kompliziertem Umwege selbst herbeiführen. Nach Eidelbergs sehr ansprechender Behauptung ist hier zur Bedingung gemacht, daß die Niederlage selbst bereitet werde, wodurch der unbewußte Größenwahn befriedigt wird.

8) L. Jekels, „Das Schuldgefühl", Psychoanalyt. Bewegung, IV, 1932, S. 345 ff.

9) Siehe: L. Jekels, „Psychologie der Komödie", Imago, XII, 1926, S. 328 ff.

erscheint hier in den Dienst des Eros gestellt; das restlose Gegenstück zur Verwendung des Ich-Ideals durch den Dämon. Dort Eros gegen Eros, hier Thanatos gegen Thanatos; welch volle Vergeltung!

## IV. Liebe und Schuldgefühl

Die Liebe ist ein bis heute eigentlich ungelöstes psychologisches Problem. Und dies, wiewohl bereits von alters her in unzähligen Untersuchungen, Studien und Essays diesbezügliche Bemühungen vorliegen. Man muß, um zu dieser Ansicht über die Sachlage zu gelangen, nicht einmal den Pessimismus Schoppenhauers teilen, der in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" sagt:

„Man sollte ... sich darüber wundern, daß eine Sache, welche im Menschenleben durchwegs eine so bedeutende Rolle spielt, von den Philosophen so gut wie gar nicht in Betracht genommen ist und als ein unbearbeiteter Stoff vorliegt. Wer sich noch am meisten damit abgegeben hat, ist Platon, besonders im ‚Gastmahl' und im ‚Phädros', was er jedoch darüber vorbringt, hält sich im Gebiet der Mythen, Fabeln und Scherze, betrifft auch größtenteils nur die griechische Knabenliebe. Das wenige, was Rousseau im Discours sur l'inégalité über unser Thema sagt, ist falsch und ungenügend. Kants Erörterung des Gegenstandes, im dritten Abschnitt der Abhandlung ‚Über das Gefühl des Schönen und Erhabenen', ist sehr oberflächlich und ohne Sachkenntnis, daher zum Teil auch unrichtig."

Aber hören wir, was ein moderner nichtanalytischer Autor — M. Rosenthal — meint:

„Die zum Teil tief unter der Oberfläche sich hinziehenden geistigen Strömungen zu ermitteln, welche den Entwicklungsgang der Geschlechtsliebe von ihren Ursprüngen bis zur modern-idealen Auffassung bestimmt haben ... ist eine schwierige und bisher ungelöste Aufgabe" („Die Liebe, ihr Wesen und Wert").

In der Psychoanalyse ist dasjenige, was am weitesten gehend, zusammenfassend und aufklärend über das Problem der Liebe ausgesagt wurde, wieder Freud zu danken. Seiner Publikation über „Triebe und Triebschicksale" entnehmen wir die Auffassung, wonach die von prägenitaler Libido getragenen Beziehungen des Ichs zu den Objekten höchstens als Vorstufen der Liebe, keineswegs aber bereits als Liebe aufzufassen sind. Dies gelte nicht allein von den Objektbeziehungen der oralen, sondern vor allem und in ungleich höherem Ausmaß von jenen der anal-sadistischen Stufe, die sogar vom Haß kaum zu unterscheiden sind, wogegen von Liebe erst dann gesprochen werden könne, wenn die Relation des Gesamt-Ichs zu den Objekten aus der bereits hergestellten Genitalorganisation der Libido schöpft; sie ist an die Genitalorganisation unlöslich geknüpft, werde durch diese bedingt und zum Gegensatz von Haß gestaltet.

Das alles sind nicht nur gesicherte, sondern überhaupt kaum mehr zu erschütternde Funde, denen heute der Wert von analytischen Axiomen beigemessen werden kann. Der Zweifel kann hier lediglich an der Vollständigkeit dieser Erklärung angreifen. Zumal er sich ja sehr wohl darauf stützen kann, daß zur Zeit jenes Freudschen Versuches die beiden vielleicht größten seiner Konzeptionen noch nicht vorlagen, vor allem die Auffassung von den beiden das Seelische beherrschenden Mächten Eros und Thanatos, aber ebensowenig die metapsychologische Strukturierung der Persönlichkeit bekannt waren.

Wir haben bei Besprechung des Über-Ichs den Kampf der beiden Urtriebe skizziert und meinen, daß auch die Liebe der Ausdruck dieses Kampfes ist. Denn auch hier handelt es sich darum, den Dämon zu entwaffnen, indem man ihm das Quälinstrument — das Ich-Ideal — entwindet, und die indifferente Energie des Ich-Ideals der erotischen Strebung hinzugesellt. Daher die oft frappierende Ähnlichkeit der Liebe in ihrem akuten Stadium mit der gehobenen Stimmung des Manischen und ihre zweifellose psychologische Verwandtschaft. Bloß, daß hiebei eine andere Methode zur Entwaffnung des Dämons zur Verwendung gelangt: denn wo bei der Manie dem Dämon die Waffe durch Aggression entwunden wurde, wird er bei der Liebe dadurch machtlos gemacht, daß das Ich-Ideal auf das Objekt projiziert wird. Denn diese Situation bedeutet den stets ersehnten Idealzustand: daß zwischen Ich und Ich-Ideal keinerlei Spannung besteht. Schicken wir voraus, daß nach unserer Ansicht die Suche nach Liebe eine ein gewisses Ausmaß übersteigende Spannung zwischen Ich und Ich-Ideal zur unerläßlichen Voraussetzung hat. Die Liebe hat für das Ich die Bedeutung und den Wert eines „unwiderleglichen" Beweises, daß dieser unerträgliche Zustand, die Spannung zwischen dem Ich und Ich-Ideal, nicht existiert. Sohin könnte man auch die Liebe als einen — allerdings im Gegensatz zur Manie geglückten — Verleugnungsversuch auffassen. Es erübrigt sich zu bemerken, daß, wo keine nennenswerte Spannung besteht, sozusagen im Zustand der Norm, dieser Verleugnungsmechanismus gar nicht in Gang gesetzt zu werden braucht.

Vorerst die Entwaffnung des Dämons, ebenso wie die hohe narzißtische Befriedigung durch den Beweis, vom eigenen Ich-Ideal geliebt zu werden, dies die Quellen des manischen Rausches der Liebe, des „Liebeswahnsinns", der „Liebesraserei". („Liebeswahnsinn! Pleonasmus! Liebe ist ja schon ein Wahnsinn!" — Heine.)

Diese unter dem Druck des Dämons stattfindende Projektion des Ich-Ideals auf das Objekt entspringt einer Tendenz des Ichs, das Ich-Ideal zu erneuern, aus der endopsychischen Wahrnehmung heraus, daß sich das bisherige

Ich-Ideal gegenüber der Aggression des Dämons als unzulänglich erwiesen hat und sein Schutz als unzureichend empfunden wird. Diese Projektion — „Besetzung des Objekts mit Libido" — ist vor allem ein Versuch, eine Entsprechung herzustellen zwischen dem Objekt und dem Ich-Ideal, wie man es in seiner Bedrängnis phantasierend benötigt und deshalb wünscht.

Gleichsam als zweiter Akt folgt dieser Projektion eine partielle Wiederaufnahme des projizierten Ich-Ideals, eine Re-Introjektion ins Ich, was implizite aussagt, daß das Objekt mit narzißtischer Libido besetzt wurde. Diese Re-Introjektion stellt gegenüber dem ersten Akt der Projektion das Definitivere und Bestimmende am Liebesvorgang dar, das Wesentliche der Liebe. Von Liebe kann man erst dort sprechen, wo eine Re-Introjektion stattgefunden hat.

Resumieren wir: Bei der Liebe wird das Ich-Ideal auf das Objekt projiziert, dann „gestärkt" re-introjiziert und dadurch der Dämon entwaffnet. Die Folge davon ist das Vorwalten des Eros, der auch die indifferente Energie des Ich-Ideals an sich gezogen hat. Daher das so oft zu beobachtende, fast jede Liebe kennzeichnende Hinwegschreiten über alle logischen und rationalen Bedenken. Daher auch die groteske, ans Wahnhafte gemahnende Überschätzung des Liebesobjektes. Steckt doch hinter dem geliebten Objekt eigentlich das eigene, im manischen Rausch des Geliebtwerdens schwelgende Ich, das das Objekt für würdig befunden hat, das Allerwertvollste auf Erden, sein Ich-Ideal, in der Wirklichkeit zu vertreten.

Diese unsere Konzeption besagt letzten Endes, die Liebe stelle einen Versuch dar, die narzißtische Einheit, die Geschlossenheit der Persönlichkeit wiederherzustellen, die das Ich als gefährdet empfindet. Und zwar arg bedroht durch den Dämon, das Schuldgefühl, das doch eine schwere Schädigung der narzißtischen Einheit bedeutet.

Somit Liebe Folge des Schuldgefühls? hören wir hier als erstaunten Einwand. Diese unsere Behauptung mag ja recht befremdlich anmuten, wir halten sie aber vollinhaltlich aufrecht; glauben auch, sie beweisen zu können. Und zwar durch das Phänomen der Übertragung. Schon hier sei das entscheidendste, sie von der Liebe unterscheidende Merkmal hervorgehoben. Wir sind der Zustimmung eines jeden aus praktischer Erfahrung schöpfenden Analytikers sicher, wenn wir nachstehende Äußerungen der Übertragung als besonders auffällig und für sie charakteristisch hervorheben: 1. Die Unfehlbarkeit ihres Eintretens bei oder trotz absoluter Wahllosigkeit in bezug auf das Objekt, der völligen Ungebundenheit der Wahl, die sich durch ein restloses Sichhinwegsetzen über Alter, Geschlecht und ein Nichtberücksichtigen jeglicher persönlichen Qualität, resp. des Mangels einer solchen kundgibt.

2. Als zweite Auffälligkeit aber wollen wir die Impetuosität der Übertragung, ihr sozusagen überstürztes Tempo anführen, das, wiewohl sehr oft verdeckt, sich dennoch ebenso häufig verrät durch Fälle etwa, in denen die Übertragung bereits im Wartezimmer einsetzt, noch bevor der Patient den Arzt zu Gesicht bekam.

Nunmehr tut es bloß not, diesen die entsprechenden Erscheinungen bei der Liebe entgegenzuhalten, damit uns der große phänomenologische Unterschied klar werde. Entsinnen wir uns doch gegenüber der Wahllosigkeit und Unfehlbarkeit des Eintritts der Übertragung, wie sehr und wie strenge im Vergleich dazu die Liebe an Bedingungen geknüpft ist, wie empfindlich und wankelmütig die keimende Liebe ist, wenn die Bedingungen nicht oder nicht im Mindestausmaß zutreffen. Und aus demselben Grunde, aus dieser Gebundenheit heraus und infolge Nachprüfung dieser Bedingungen kann — die Fälle von Liebe auf den ersten Blick, die jedoch eine ganz andere Erklärung finden sollen, ausgenommen —, gar keine Rede sein von einer Überstürztheit der Liebe.

Dieser phänomenologische Unterschied deckt aber den psychologischen weitgehend auf. Kann denn da noch ein Zweifel obwalten, was diese Merkmale der Übertragung, die Unfehlbarkeit ihres Eintrittes sozusagen unter allen Umständen, für alle Fälle und ihre Impetuosität eigentlich besagen? Sind das nicht deutliche Kennzeichen eines „Koste es, was es wolle", ein Ausdruck dafür, daß die Übertragung ein aus panischer Stimmung entspringender Verzweiflungsakt ist? Und zwar geboren aus der nämlichen intuitiven Erkenntnis von der gegen den Dämon schirmenden Macht der Liebe wie beim Liebenden. Aber welch ein Unterschied! Denn wie der vorsorgliche Kämpfer verstand es der Liebende, dem Feind, dem Dämon, bei seiner ersten Annäherung die Waffe des Ich-Ideals zu entwinden, noch bevor sich jener ihrer vollends bemächtigen konnte; daher der Triumph auf der ganzen Linie.

Man halte sich doch den geradezu grotesk anmutenden Gegensatz vor Augen: den Neurotiker, der kaum mehr zustande bringt, als in zutiefst passiver Haltung initiativelos Jahre am Analysendiwan im „Zwischenreich" der Übertragungsneurose zu verbringen; andererseits aber den Liebenden mit dem ganzen Rüstzeug seiner Aktivität und Initiative: Projektion des Ich-Ideals, Werbung um das Objekt, das dieses Ich-Ideal realisieren soll, seine unablässigen Bemühungen, dieses Objekt im Sinne der Wunschphantasie umzumodeln, sowie der Realität für dieses angeblich realisierte Ich-Ideal möglichst viel und möglichst Günstiges abzuringen. Wir wissen es ja alle — es ist nicht allein der Glaube, sondern auch die Liebe, die Berge versetzen kann. Daher die Berechtigung, den Liebenden als sieghaften Kämpfer zu bezeichnen.

Ganz anders der Neurotiker, der bereits als Entwaffneter und daher Geschlagener, noch dazu nach mannigfachen mißglückten Kompromissen, eben den Symptomen, gleichsam als Desperado den nämlichen Weg des Kampfes gegen den Dämon versucht. Denn bei ihm hat sich der Dämon schon längst, im Sinne Freuds, der indifferenten Energie, d. h. des Ich-Ideals bemächtigt, damit seine Besetzung erhöht und ist so zum Herrn der Situation geworden.

Läuft somit der Unterschied zwischen Übertragung und Liebe bloß auf das Quantum des Schuldgefühls hinaus? Gewiß ist dieser Unterschied sehr beträchtlich, so groß, daß er sogar über die Abwehrmethode entscheidet, die bei beiden, wie gezeigt, eine verschiedene ist. Für die psychoanalytische Betrachtung springt aber der entscheidende Unterschied bereits in die Augen, nämlich: bei der Liebe wird bloß das Ich-Ideal, im Gegensatz dazu aber in der Übertragung das ganze Über-Ich, sohin Ich-Ideal und Dämon auf das Objekt projiziert. Anders ausgedrückt: Die Übertragungsliebe unterscheidet sich von der Liebe sehr wesentlich: das Objekt der Übertragung ist nicht allein Liebes-, sondern auch, vielleicht in noch höherem Maße, Angstobjekt. Denn: „... aber die Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die Liebe treibt die Furcht aus. Und die Furcht hat Pein." (Evang. 1, Joh. 4, 18.)

Hier wollen wir noch der Vermutung Raum geben, daß, während das Ich-Ideal — möglicherweise dank der Plastizität und Verschiebbarkeit der erotischen Triebe — einer totalen projektiven Abfuhr fähig ist, der Dämon im Gegensatz dazu, wie es scheint, bloß partiell projiziert werden kann. Dafür scheinen die nicht seltenen, vom Verhalten des Analytikers vollkommen unabhängigen Depressionen und Vorwürfe zu sprechen, denen die Patienten nach schon längst vollzogener Projektion unterliegen.

Doch zurück zur Liebe. Wir vermeinen hier die Einwendung zu hören, es liege offenbar entweder eine Nachlässigkeit, Unachtsamkeit oder gar geflissentliche Verschiebung des Themas seitens der Autoren vor; denn wo sie auszogen, um das Problem des Liebens aufzuhellen, klingen ihre Ausführungen stets in das Geliebtwerden aus.

Nun, es liegt hier nichts von alledem vor. Vielmehr ist dies der wirkliche, richtig wiedergegebene Sachverhalt, daß jegliches Lieben im Grunde ein Geliebtwerden ist, daß es letzten Endes überhaupt nur ein Geliebtwerdenwollen gibt. Und es hängt bloß von dem bei dem sogenannten Lieben zur Verwendung kommenden Mechanismus ab, ob dieser sein von uns als Geliebtwerdenwollen gedeuteter tieferer Sinn sich irgendwie andeutet oder vollkommen verschleiert bleibt.

Es gibt hier nämlich nachstehende Alternative: Entweder erscheint das Objekt an die Stelle des Ich-Ideals gesetzt, zu dem das Subjekt,

der Liebende, als Ich eingestellt ist, oder es waltet der umgekehrte Sachverhalt vor, nämlich es agiert der Liebende selbst sein Ich-Ideal und reduziert das Objekt zum Ich.

Diese beiden Mechanismen im psychischen Vorgang des Liebens haben eine ganz deutliche Entsprechung in den Erscheinungsformen der Liebe, soferne wir uns bloß an die extremen Endglieder der langen und mannigfaltig nuancierten Skala halten, in der sie sich manifestiert. Denn auf der einen Seite kennen wir einen Typus des Liebenden, der zum Objekt hinaufblickt, in sichtlicher Unterordnung zu ihm steht, die Fürsorglichkeit des Objektes verlangend und genießend, mit stark betonter Forderung nach Gegenliebe, nach dem „auch Geliebtwerden". Das andere Extrem wird vom Typus des Liebenden dargestellt, der sich in der ganz entgegengesetzten Haltung gefällt, dem es überwiegend auf das Patronisieren, Bevormunden, Fürsorgen und Spenden zu tun ist, und bei dem auf der Erwiderung der Liebe, dem „auch Geliebtwerden" ein ungleich schwächerer Nachdruck zu liegen scheint.

Man kann füglich zur Unterscheidung der beiden hier skizzierten Spielarten die erste als die weibliche, die zweite aber als die männliche Liebe bezeichnen. Diese vorgeschlagenen Bezeichnungen richten sich jedoch lediglich nach dem allerdings weitaus überwiegenden Eindruck, ohne daß wir ein durchgängiges, ausnahmsloses Zusammenfallen dieser Liebesformen mit dem entsprechenden Geschlecht behaupten würden.[10]

Es erscheint uns überflüssig zu betonen, daß die psychologische Verschiedenheit der beiden Liebestypen in keiner Weise gegen die Behauptung verstößt, daß der Liebe der Sinn innewohne, den Dämon zu entwaffnen. Bloß die Methode ist bei beiden Typen eine verschiedene. Denn wo das männliche Lieben sich die Attribute des Ich-Ideals arrogiert, um so jegliche Spannung zwischen ihm und dem Ich zum Verschwinden zu bringen, erzielt es das weibliche Lieben durch die Illusion, daß es das Ich-Ideal zufriedenstelle, da es von ihm geliebt werde.

Einen weiteren gewichtigen Beleg für die Richtigkeit unserer Erklärung des Liebesvorgangs erhalten wir aus dem Umstand, daß sie einen Widerspruch in der Frage des Narzißmus zu lösen vermag. Während nämlich in Freuds „Zur Einführung des Narzißmus" als dessen Wesen in seiner Beziehung zum Objekt das Geliebtwerdenwollen hingestellt wurde, wird in den „Libidinösen Typen" das gerade Gegenteil behauptet, nämlich daß das aktive Liebenwollen für den narzißtischen Typus bezeichnend sei. Die beiden von Freud er-

10) Die Nichtübereinstimmung der Liebesform mit dem Geschlecht erfordert eine ausführliche Besprechung, die anderen Orts erfolgen soll. Hier sei bloß als gesichert angeführt, daß diese Nichtübereinstimmung in hohem Maße durch Fixierungen bedingt ist: beim Mann auf der oralen, beim Weibe auf der phallischen Stufe (Peniswunsch).

örterten Typen scheinen vollkommen dem zu entsprechen, was wir als weibliches und männliches Lieben charakterisiert haben, wobei, wie bereits wiederholt erwähnt, sich zutiefst beide auf das Geliebtwerdenwollen zurückführen lassen. Es ist schon so, wie Spinoza gemeint hat: „*Amor est titillatio concomitante idea causae externae.*

Aber ganz so unabhängig vom Objekt, wie der lapidare Ausspruch Spinozas es darstellt, ist der Liebende doch nicht. Der von uns postulierte narzißtische Liebesrausch hat zur Bedingung, daß das Objekt die ihm durch Projektion zugewiesene Rolle des Ich-Ideals im Sinne des Wunsches erfülle, was gemeiniglich als erwiderte Liebe bezeichnet wird, d. h. das Gefühl des Geliebtwerdens festigt. Woferne nur nichts die Illusion brüsk Zerstörendes unternommen wird, ist hier, wie die Erfahrung lehrt, das Feld und die Möglichkeit erstaunlicher Täuschungen und Fehldeutungen gegeben. Je vollinhaltlicher die Entsprechung daher seitens des Objektes, desto beglückender und stürmischer die Liebe. Darin scheint uns auch der Schlüssel zum Verständnis der „Liebe auf den ersten Blick" *(coup de foudre)* gegeben. Als Beispiel und zugleich Beweis für diesen Sachverhalt erinnern wir an den jungen Werther, der sofort beim ersten Zusammentreffen mit Lotte in Liebesglut gerät. Was uns voll verständlich wird, wenn wir uns entsinnen, daß sie ihm damals in einer überdeutlichen Situation der gütigen Mutter, nämlich einer Schar sie umgebender Kinder Brot zuteilend, entgegengetreten ist.

Wenn auch keine so weitgehende Erfüllung wie hier, so ist zum Zustandekommen des Gefühls der erwiderten Liebe irgendwelche, manchmal recht dürftige Übereinstimmung zwischen dem gewünschten Ich-Ideal und dem Objekt immerhin erforderlich. Bei allzu deutlich zur Schau getragener Gleichgültigkeit oder gar Ablehnung von seiten des Objekts, also bei mangelnder Liebeserwiderung, wird der Liebende in eine mehr oder minder schwere Gemütserschütterung von meist depressivem Charakter versetzt, in eine schwere narzißtische Kränkung mit starker Herabsetzung des Selbstgefühls. Dem narzißtischen Ich ist der Feldzug gegen den Dämon mißlungen, der nunmehr seinen Sieg über das Ich genießt. Denn das dem Dämon entwundene Ich-Ideal wird wieder seinen Zwecken dienstbar gemacht, die Diskrepanz zwischen phantasiertem und realisiertem Ich-Ideal aufgezeigt und das Ich in den Abgrund der Schuldhaftigkeit bis zum Gefühl völligen Unwertes gestürzt.

Die beim Normalen zu beobachtende Unentwegtheit, mit der er sich trotz allen Enttäuschungen wieder neuen Objekten zuwendet, entspringt der Tendenz des Ichs, sich zu beweisen, daß es doch von seinem Ich-Ideal geliebt werde, um dem Dämon zu entrinnen. Nach solch einer Enttäuschung kann eine ganze Skala in der Wahl der Objekte durchlaufen werden. Ein recht

häufiger Vorgang besteht darin, daß in dieser Situation zunächst zum eigenen Geschlecht, gleichsam zu sich selbst, psychisch rekurriert wird, um dann, von Erniedrigungs- und Rechtfertigungstendenzen gegenüber dem Dämon geleitet, sogar in Wahllosigkeit betreffs des anderen Geschlechtes zu verfallen.

Die Richtigkeit unserer Auffassung des Liebesvorganges als Re-Introjektion des Ich-Ideals nach vorausgegangener Projektion wird — wie übrigens die einer jeden Erklärung — durch ihre Verwendbarkeit erwiesen, nämlich dadurch, daß sie manches bis dahin Unklare unserem Verständnis wesentlich näher bringt. Um dies zu illustrieren, wählen wir ein Phänomen, das Freud selbst als bisnun ungeklärt bezeichnet und das zweifellos sowohl für das Verständnis pathologischer Produkte wie auch für das Problem der Charakterbildung uns von höchster Wichtigkeit zu sein scheint. Wir meinen das Phänomen der Ersetzung der Objektbesetzung durch Identifizierung, die Freud bekanntlich zuerst bei der Homosexualität, später bei der Melancholie festgestellt hat, um dann — in „Ich und Es" — für diesen Vorgang auch beim Normalen und dessen Charakterbildung Geltung zu beanspruchen. Wir zitieren hier aus „Das Ich und das Es" (Ges. Schr. VI, S. 373):

„Soll oder muß ein solches Sexualobjekt aufgegeben werden, so tritt dafür nicht selten die Ich-Veränderung auf, die man als Aufrichtung des Objekts im Ich wie bei der Melancholie beschreiben muß; die näheren Verhältnisse dieser Ersetzung sind uns noch nicht bekannt.[11] Vielleicht erleichtert oder ermöglicht das Ich durch diese Introjektion, die eine Art von Regression zum Mechanismus der oralen Phase ist, das Aufgeben des Objekts. Vielleicht ist diese Identifizierung überhaupt die Bedingung, unter der das Es seine Objekte aufgibt. Jedenfalls ist der Vorgang, zumal in frühen Entwicklungsphasen ein sehr häufiger und kann die Auffassung ermöglichen, daß der Charakter des Ichs ein Niederschlag der aufgegebenen Objektbesetzungen ist, die Geschichte dieser Objektwahlen enthält."

Wir meinen nun, daß die Bemängelung Freuds, „die näheren Verhältnisse dieser Ersetzung seien uns noch nicht bekannt", nunmehr im Lichte unserer Auffassung des Liebesvorganges nicht mehr zu Recht besteht. Denn diese die Objektliebe ersetzende Identifizierung — unsere Re-Introjektion — ist nicht eine neu hinzutretende Erscheinung, sondern stellt sich bereits am Beginne des Liebesvorganges ein und wird zum konstituierenden Anteil der Liebe.

Im übrigen sei darauf verwiesen, daß unsere Ansicht über die Re-Introjektion und deren ausschlaggebende Bedeutung im Liebesvorgang wesentlich gestützt wird durch die Auffassung Freuds, der in „Triebe und Triebschicksale" von der Liebe aussagt: „Sie ist ursprünglich narzißtisch, übergeht dann

11) Von uns gesperrt.

auf die Objekte, die dem erweiterten Ich einverleibt worden sind."

Nur noch wenige Worte über den Epilog der Liebe. Bekanntlich wird das Ende der Liebe durch Katzenjammer, d. h. Strafen des Dämons charakterisiert. Die aus der Liebe sich ergebenden Konflikte, Komplikationen usw. stellen durch das oft chronische Leiden, das die Verliebtheit weitaus überdauert, eine Buße, eine Beschwichtigung des Dämons dar, der dadurch mit Zinsen und Zinseszinsen grausame Rache für seine zeitweise Ohnmacht nimmt. Am Ende der Liebesbeziehung behandelt das Ich das Objekt mit der gleichen Strenge und Kritik, mit welcher es selbst vom Dämon regaliert wird. So sind die Aggressionen gegen das frühere Liebesobjekt, die die Ernüchterung so oft begleiten, begreiflich: sie sind Versuche des Ichs, die Strafen des Dämons auf das Objekt abzuschieben. Dies stellt zugleich eine captatio des Dämons dar nach der Formel: Ich liebe ja nicht das Objekt.

## V. Die autarkische Fiktion

In den Anfängen des extrauterinen Lebens sind dem Kinde andere Quellen der Lust als es selbst nicht nur nicht bekannt, sondern überhaupt kaum vorstellbar, was etwa in den Bereich der von Ferenczi beschriebenen „Periode der bedingungslosen Allmacht" fallen dürfte. Wird doch sogar — nach Freud — das lust- und nahrungsspendende Objekt, die mütterliche Brust, vom Kinde eine Zeitlang als zu ihm gehörig, als Teil des eigenen Körpers empfunden. Wir meinen, daß diese Auffassung Freuds in ihrer fundamentalen Bedeutung bisher nicht genügend gewürdigt, ja vielleicht kaum erkannt wurde. Ihre unmittelbare Konsequenz ist ja, daß die bekannte Streitfrage, wann das Ich entdeckt wird, ungleich richtiger und produktiver durch die eigentlichere, wann das Objekt entdeckt werde, ersetzt werden müßte.

Dieses, jeder Objekterfassung vorausgehende Stadium, in welchem das infantile Ich im Allmachtswahne schwelgt, ist es, das wir als „autarkische Fiktion" des Säuglings bezeichnen. Einen sprechenden Beleg für diese Auffassung erblicken wir in der bekannten Erscheinung, daß es eine Phase gibt, in welcher der Säugling, wenn er die Mutterbrust intervallär oder dauernd vermißt, diese zunächst am eigenen Körper sucht und sie dort (im wesentlichen am Penis) zu finden glaubt. Was nebenbei beweist, wie unwillig sich das infantile Ich *ab ovo* zu den Objekten stellt und wie es, an seinem Allmachtsgefühle festhaltend, die Objekte vorerst leugnet.

Wie nachhaltig, ja unverwüstlich diese autarkische Fiktion ist, erhellt aus der psychologischen Analyse des Geschlechtsaktes.

Zunächst eine flüchtige Übersicht des darüber in der Literatur Mitgeteilten: Hieher ist vorerst die Arbeit von Stärcke über den Kastrationskomplex zu

rechnen, der als erster das Problem der oralen Kastration durch Entziehung der Mutterbrust signalisierte. Ferenczi („Versuch einer Genitaltheorie") hat darauf aufmerksam gemacht, daß jeder Mensch, ob männlich oder weiblich, die Doppelrolle des Kindes und der Mutter mit dem eigenen Leibe spielen kann und auch spielt. Der Koitus sei durch einen „maternalen Regressionszug" gekennzeichnet, bei welchem eine dreifache Identifizierung vor sich gehe: Identifizierung des ganzen Organismus mit dem Genitale, Identifizierung mit dem Partner und Identifizierung mit dem Genitalsekret. Die Rhythmik des Saugens werde als wesentlicher Bestandteil jeder späteren erotischen Tätigkeit festgehalten, wobei beträchtliche Mengen oraler und analer Erotik auf die Vagina verschoben wurden. Dabei übernimmt, wie Helene Deutsch in ihrer „Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen" gezeigt hat, die Vagina unter Reizleitung des Penis in der Verlegung von oben nach unten im Koitus die passive Rolle des saugenden Mundes in der Gleichsetzung Penis = Mamma. In dieser Funktion bedeute der Koitus für die Frau eine Herstellung der ersten Relation des Menschen mit der Außenwelt, in der das Objekt auf oralem Wege einverleibt wurde, eine Wiederholung des Saugens an der mütterlichen Brust, also eine Bewältigung des Entwöhnungstraumas. Rank („Zur Genese der Genitalität") zeigte, daß das Kind im eigenen Genitale einen Ersatz für die Brust der Mutter findet und beantwortet die Frage, wie der „schäbige Rest" der Libido von der oralen auf die genitale Stufe verschoben wird, mit dem Hinweis auf die Masturbation des Säuglings. Dabei ersetzt vorerst nach einer Angabe Bernfelds die Hohlhand die Mundhöhlung und wird später durch die Gleichsetzung eigener Penis = Brust, Samenerguß = Milchstrom charakterisiert. Der normale Sexualakt wäre dann nicht nur Ersatz, sondern zugleich sadistische Rache für die versagte Befriedigung an der Mutterbrust. Bergler und Eidelberg verwiesen in ihrer Arbeit „Der Mammakomplex des Mannes"[12] auf Grund von kasuistischem Material auf den Tatbestand, daß das Kind passiv Erlebtes aktiv als Wiederholungszwang wie im kindlichen Spiel zu reproduzieren sucht, um mit dem oben erwähnten Trauma der Brustentziehung fertig zu werden. An Stelle der passiven Aufnahme von Muttermilch wird das Kind durch aktive Besitzergreifung des Penis zum aktiven Spender von Urin (= Milch). Die durch die Brustentziehung verursachte schwere narzißtische Kränkung soll überwunden und das Gefühl der Allmacht wiederhergestellt werden. Die Autoren gehen von einer Besetzung des Penis mit einem Triebgemisch von Eros und Thanatos aus und meinen, daß der vom Todestrieb stammende Anteil des Triebgemisches im Geschlechtsakt bereits eine so weitgehende Änderung erfahren hat, daß seine Befriedigung ohne Gefahr für das Individuum stattfinden kann.

12) Int. Zeitschr. f. Psa., XIX, 1933, S. 547 ff.

Im Koitus gelingt es endlich dem Mann, in der Identifizierung mit der phallischen Mutter, durch aktive Reproduktion des passiv Erlebten das Entwöhnungstrauma psychisch zu bewältigen.

Somit beinhaltet nach übereinstimmenden Angaben all der genannten Autoren der Geschlechtsakt eigentlich eine Wiederholung der Säuglingssituation. Wir indessen gehen über die von all diesen Autoren angenommene Auffassung des Koitus als Nachklang der Kind-Mutter-Situation hiemit insoferne hinaus, als wir den zutiefst narzißtischen Charakter des Geschlechtsaktes behaupten; der dabei auf der Objektbeziehung liegende Nachdruck erscheint uns durchaus nicht als endgültig entscheidend, zumal ja auf dem Wege der Identifizierung mit dem Objekte auch die eigene Säuglingssituation wiedergefunden wird. Was sich zunächst aus obiger Auffassung ergibt, ist der Umstand, daß das Geliebtwerdenwollen — bekanntlich der Kern der späteren Forderung des Ichs an das Ich-Ideal — eigentlich auf das Nichtgetrenntseinwollen von der ewig fließenden Mutterbrust zurückzuführen ist. Bloß daß diese Sehnsucht nicht etwa dem Objekte — der Brust der Mutter — gilt, vielmehr einen narzißtischen Restitutionsversuch darstellt, denn sie gilt der Brust, wie sie noch als Teil des eigenen Ichs perzipiert wurde, welche Vorstellung nach alledem als der Grundstein des späteren Ich-Ideals anzusehen ist. Wie folgenschwer, ja lebensentscheidend dieser — *sit venia verbo* — „Kardinalirrtum des Säuglings" über die Zugehörigkeit der spendenden Brust in der Zukunft werden soll, ist uns ja am Vorgang der Liebe klargeworden. Es entspringt ihm, so grotesk es uns auch anmuten mag, letzten Endes die Objektbesetzung im Liebesvorgang, um dem Menschen derart zur eingebüßten narzißtischen Einheit zu verhelfen.

Dieser unserer Ansicht widerspricht gewiß nicht die bekannte Feststellung Freuds: „Die narzißtische Besetzung des Ichs erscheint uns als der in der ersten Kindheit realisierte Urzustand, welcher durch die späteren Aussendungen der Libido nur verdeckt wird, im Grunde hinter denselben erhalten geblieben ist."

Wenn wir uns vor Augen halten, wie das Ich unablässig bemüht ist, mittels oben skizzierter Restitutionsversuche sich seiner narzißtischen Einheit zu vergewissern, so wird uns das eingangs geschilderte Verhalten des Neurotikers in der Übertragung endlich voll verständlich. Vorerst seine Angst vor der Trennung, aber ebenso, daß diese Trennung einen räumlichen Ausdruck besitzt.

Die eigentlich so erstaunliche Tatsache, die mit einer für uns unverständlichen Selbstverständlichkeit, höchstens nur noch mit dem Hinweis auf einen mysteriösen Fortpflanzungstrieb als Erklärung hingenommen wird, die Tatsache nämlich, daß die Liebe so imperativ zur sexuellen Vereinigung

und Befriedigung drängt, wird uns nunmehr gleichfalls verständlich. Wir meinen nämlich, daß für diesen Sachverhalt außerordentlich präzise psychische Determinanten, wie wir sie in der Psychoanalyse auch sonst zu fordern gewohnt sind und deren Aufdeckung für das Verständnis des Liebesproblems uns unerläßlich scheint, vorhanden sein müssen. Das Aufzeigen dieser Determinanten würde nicht einmal ein eventueller Hinweis auf die Freudsche Formulierung entbehrlich machen, nämlich, daß die Liebe von der Fähigkeit des Ichs stamme, einen Anteil seiner Triebregung autoerotisch, durch die Gewinnung von Organlust zu befriedigen. Höchstens, daß wir die vorangestellte Frage durch die nunmehrige zu ersetzen hätten: wozu macht dann das Ich all die Peripetien und den enormen Umweg über die Objekte, um schließlich wieder zum Ausgangspunkt zurückzukehren, d. h. wieder bei sich zu landen?

Unsere Antwort lautet: Sowohl die zärtliche wie die sinnliche Liebe besagen letzten Endes das nämliche. Sie sind beide ihrem Wesen nach narzißtische Restitutionsversuche, die unter dem Druck des Wiederholungszwanges stehen.

Halten wir uns vor Augen, daß der Geschlechtsakt körperlich gleichsam dasselbe zum Ausdruck bringt, wie die zärtliche Liebe. Denn was in der zärtlichen Liebe durch die Re-Introjektion des an Stelle des Ich-Ideals gesetzten Objektes zum Ausdruck kommt, ganz das nämliche verrät sich uns in der sinnlichen Liebe schon durch den bloßen „Kontrektationstrieb", jenes bisher rätselhafte, so drängende und die Liebenden in so hohem Maße beherrschende Bedürfnis, sich möglichst enge, fast untrennbar, aneinanderzuschmiegen.

Erst die Verbindung beider Liebesanteile — als Höchstausdruck der Einheit — wird zur stärksten Negation des Gefühls des Getrenntseins, der Unvollständigkeit, der Läsion des Narzißmus. Welcher Höchstausdruck des Einheitsgefühls vielleicht nur noch durch die Schöpfung des Kindes übertroffen wird — dieser Materialisation der Einheitsphantasie!

## VI. Weiteres zum Problem der Übertragung

Freud beantwortet in der Arbeit „Bemerkungen über die Übertragungsliebe" die Frage nach einem etwaigen Unterschied zwischen Übertragung und Liebe dahin, daß es eigentlich einen solchen Unterschied gar nicht gebe, daß es sich somit in dem einen wie in dem anderen Falle stets um das nämliche, das ist Liebe, handle; die Übertragung sei bloß eine Liebe unter besonderen Bedingungen (der Analyse und des Widerstandes) und stelle somit lediglich einen Spezialfall der Liebe dar.

Unsere früheren Ausführungen über die Übertragungsliebe wiederholend

und ergänzend, betonen wir: Der Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß, während bei der Liebe das Objekt durch Projektion an Stelle des Ich-Ideals gesetzt wurde, in der Übertragungsliebe der Arzt beide Anteile des Über-Ichs, sowohl Ich-Ideal wie Dämon, auf dem Wege der Projektion in sich vereinigt. Hier prävaliert überdeutlich die Angst. Daneben ist die Überschätzung des Objekts als Werk der Liebe vorhanden. Die Angst vor dem Arzt, resp. das Geliebtwerdenwollen durch ihn sind demnach die charakteristischen Einstellungen der Übertragungsliebe.

Der Patient will in der positiven Übertragung vom Arzt als seinem Ich-Ideal geliebt werden. Die Folge dieses Geliebtwerdenwollens durch den Arzt und der Angst vor ihm ist narzißtische Identifizierung mit dem Arzt. Um es zu wiederholen: Der Kern jeder positiven Übertragung ist, genau so wie bei der Liebe, der narzißtische Vorgang des Geliebtwerdenwollens. Ebenso gilt für die Übertragung auch das früher über das aktive Lieben und passive Geliebtwerdenwollen Gesagte: der aktiv Liebenwollende stellt im Objekt sein Ich dar, während er selbst sein Ich-Ideal mimt; für den passiv Geliebtwerdenwollenden ist das Objekt das Ich-Ideal, von dem er geliebt werden will, der Liebende selbst das Ich.

Unser eigentliches Thema erweiternd, fügen wir hinzu: Bei der negativen Übertragung bezieht sich der scheinbar dem Arzt, resp. den Kindheitspersonen geltende Haß gleichfalls auf das eigene Ich. Dieser Haß deckt: a) vielfach die Liebe („positive Übertragung unter dem Bilde der negativen") oder die Aggression der Patienten ist bloß ein Versuch, um zu prüfen, wie tragfähig die Liebe des Arztes ist, wie sehr sie belastet werden kann. — b) Die Abfuhr der eigenen Aggression vom eigenen Ich auf das Objekt ist mißlungen. Dieses ist zugleich der Unterschied zwischen „normalem" und neurotischem Haß: beim ersten ist die Ableitung des Thanatos aufs Objekt gelungen, beim neurotischen Haß richtet sich dieser über den Umweg der Angst und des Schuldgefühls gegen das eigene Ich.

Dies führt zum Problem der Ambivalenz, d. h. Vereinigung von liebenden und haßvollen Einstellungen zum gleichen Objekt. Im Lichte der hier skizzierten Auffassung verschiebt sich das Bild. Liebe = Wunsch, vom eigenen, aufs Objekt projizierten Ich-Ideal geliebt zu werden. Haß = Versuch der Ableitung des Thanatos aufs Objekt. Der Versuch mißlingt, die Aggression wird unterbunden, denn das Objekt ist in diesem Falle zugleich auch das eigene Ich-Ideal, so daß die Aggression doch wieder dem eigenen Ich gilt.

Wir sehen also, daß sowohl bei der positiven, wie der negativen Übertragung narzißtische Elemente ebenso vorherrschend sind wie bei der Liebe. Der Unterschied zur Liebe liegt, wie gesagt, in dem Ausmaß des Über-Ich-Anteils,

der auf das Objekt projiziert wird: bei der Liebe bloß das Ich-Ideal, bei der Übertragung Ich-Ideal und Dämon. Der Fortschritt in der analytischen Kur liegt darin, daß die Projektion des Dämons auf den Arzt in immer weitergehendem Maße zugunsten des Ich-Ideals zurückgedrängt wird, um auch diese am Ende der Behandlung zu lösen. Der Patient lernt also wirklich „lieben". Demzufolge macht auch nunmehr die Identifizierung aus Angstabwehr derjenigen Platz, die wir als immanenten Anteil der Liebe früher besprochen haben.

## VII. Die zwei Funktionen der Objekte: narzißtischer Restitutionsversuch und Aggressionsabfuhr

Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchungen zusammen, um die eingangs gestellte Frage nach den Motiven der Objektbesetzung beantworten zu können.

Vor allem ist wiederholend darauf zu verweisen, daß das Ich anfänglich nur widerstrebend den Objekten sich zuwendet; ist ihm doch im Stadium der fiktiven Autarkie der eigene Körper zugleich auch die Objektwelt. Erst nach Mißlingen der Versuche, die Fiktion aufrechtzuerhalten, greift es zu anderen Methoden, seine Einbuße an Allmachtgefühl zu restituieren. Das ist die ureigentlichste Funktion und Bestimmung der Objekte für das Ich. Daher die Aufrichtung des Ich-Ideals, daher die libidinöse Besetzung der Objekte.

Allerdings darf nicht übersehen werden, daß wir in unseren voranstehenden Erläuterungen des Liebesvorganges als Spezialfall der Objektbesetzung die Liebe des Erwachsenen geschildert haben, die wir, wie erinnerlich, in strengste Abhängigkeit vom Schuldgefühl gebracht haben. Wie ist es aber beim Kinde? Die ersten Besetzungen soll ja das kleine Kind schon an den Objekten vornehmen, die ihm infolge der Erlebnisse der Ich-Erhaltungstriebe zugeführt und zu Lustquellen werden. Das scheint ja unsere so innige Ableitung und Verknüpfung des Liebesvorganges mit dem Schuldgefühl geradezu zu stürzen, denn anscheinend ist dort kein Platz für ein Schuldgefühl. Demgegenüber sei auf unsere früher skizzierte Auffassung verwiesen, wonach die in zureichender Abfuhr behinderte und gestaute Selbstaggression geradezu zwingt, eine völlige Schuldgefühlsfreiheit auszuschließen.

Im übrigen hat Anna Freud, an einen Vortrag von D. Burlingham über den Mitteilungsdrang bei Kindern — wonach dieser eigentlich nebst der exhibitionistischen Tendenz eine Aufforderung zur Partnerschaft beinhaltet, zwecks gemeinsamer Gewinnung von sexueller Lust —, Bemerkungen geknüpft, die für das uns hier beschäftigende Problem von hoher Bedeutung zu sein scheinen. A. Freud meinte nämlich, daß es im Lichte dieser Auffassung

verständlich erscheint, warum die reformierte, gewährende Erziehung sich in ihren Erfolgen, d. h. Mißerfolgen von der orthodoxen, verbietenden, gar nicht unterscheidet. Denn der Nachdruck liege eben nicht auf dem Gewährenlassen und der Toleranz, vielmehr auf der vom Kinde geforderten und erwarteten Mitbeteiligung am Gewinn der sexuellen Lust. So komme es z. B., daß noch so weitgehende Toleranz gegenüber der Onanie „ins Leere greift". Denn das Kind deduziere aus der ausbleibenden Mitbeteiligung der Erwachsenen an seiner sexuellen Betätigung eigentlich eine Ablehnung.

Von hier, meinen wir, sei nur ein Schritt zur Annahme des Schuldgefühles auch beim kleinen Kinde. Denn diesen Ausführungen zufolge bleibt es dem Kinde nicht verborgen, daß es sich mit seinen Wünschen und Strebungen im Widerspruche befindet mit der Einstellung der Erwachsenen, daß es somit weit zurückbleibt hinter seinem in Bildung begriffenen Ich-Ideal.

Einem eventuellen Einwand, es stünde diese Annahme des Schuldgefühls beim Kinde im Widerspruch mit der in der Psychoanalyse geltenden Auffassung, halten wir entgegen, daß es sich doch hier um — in ihren Auswirkungen allerdings nicht zu unterschätzende — Vorstufen des erst nach völligem Untergang des Ödipuskomplexes sich endgültig konstituierenden Über-Ichs handelt.

Überdies: übersehen wir doch nicht, daß es sich bei der Frage des Schuldgefühls letzten Endes um das Problem der Angst handelt und bedenken wir die intime psychologische Verwandtschaft beider Phänomene. Man kann dann füglich behaupten, daß wie beim Erwachsenen als Motiv der Liebe das Schuldgefühl fungiert, so beim Kinde die Angst. Über den Inhalt und die psychologische Wesenheit dieser Angst haben wir bereits zu Anfang dieser Arbeit gesprochen an Hand der Freudschen Auffassung. Das Ergebnis war, diese Angst sei zutiefst der Ausdruck des Nichtgetrenntseinwollens. Doch verwiesen wir bereits dort darauf, daß wir das postulierte Nichtgetrenntseinwollen von der Mutter nicht als das letzte, das zutiefst liegende Motiv annehmen, vielmehr ein solches erst in der Bedrohung der narzißtischen Einheit erblicken. Die autarkische Fiktion gibt uns einen deutlichen Hinweis, daß die Angst letzten Endes der Bedrohung dieser fiktiven Einheit gilt, die paradigmatisch für das Seelenleben zu sein scheint. Danach ist die Störung dieser Fiktion als der schwerste Einbruch in den Narzißmus zu werten, dessen Wiedergutmachung die Objektbesetzung gilt und deren ans Zwanghafte gemahnende Unentwegtheit erklärt.

Die Art, wie das Objekt den Zwecken dieses narzißtischen Ausgleichs dienstbar gemacht wird, ist ja bereits in den Ausführungen über den Liebesvorgang zur Genüge hervorgehoben worden. Überdies sei auch die bekannte psychoanalytische Auffassung hier herangezogen, wonach das Ich die Libido, mit der

das Es die Objekte besetzt hat, diesen entzieht, um sich derart, auf Kosten der Objekte aufzubauen und auszuweiten.

Es sei hier noch hinzugefügt, daß die Re-Introjektion nicht bloß ein Kampfmittel gegen den Dämon ist, sondern auch durch die Erweiterung und Stärkung des Ichs gleichfalls in hohem Maße in der Richtung der Allmachtsfiktion wirkt. Wohl ein weiterer Beleg dafür, daß die Liebe jenen narzißtischen Restitutionsversuchen zuzuzählen ist, die unter dem Drucke des Wiederholungszwanges stehen.

Was aus all dem oben Gesagten erhellt, ist, daß so großen heuristischen Wert die Unterscheidung von narzißtischer und objektlibidinöser Besetzung auch haben mag, ihre so weitgehende prinzipielle Unterscheidung und Auseinanderhaltung, oder gar die Statuierung einer Gegensätzlichkeit, wie dies häufig geschieht, uns keineswegs gerechtfertigt erscheint. Übersehen wir nicht, daß die Objektbesetzung eigentlich keine andere Bedeutung hat als die einer Aussage über den Zustand der narzißtischen Libido, sohin bloß ein Indikator ist. Mit dieser Auffassung befinden wir uns in voller Übereinstimmung mit der ursprünglichsten, fünf Dezennien hindurch bis zur „Neuen Folge“ von Freud hartnäckigst festgehaltenen Auffassung, die da lautet: „... es wird also unausgesetzt Ich-Libido in Objektlibido umgewandelt und Objektlibido in Ich-Libido“ (S. 141).

Die zweite Funktion der Objekte für das Ich — die Abfuhr der ursprünglich dem eigenen Ich geltenden Aggression des Thanatos — steht an Bedeutsamkeit für den psychischen Haushalt der erstgenannten gewiß nicht nach. Sie dient gleichfalls dem Interesse der narzißtischen Intaktheit.

So zeitgerecht es auch wäre: wir sind nicht böswillig genug zu behaupten, die Objektbeziehung im Dienste der Aggressionsabfuhr sei etwa die solideste, deren der Mensch fähig ist.

Hier ist wieder eine Ursache zu finden, weshalb bei den früher geschilderten Wiederholungspraktiken reale Objekte benötigt werden. Warum verweilt denn der Mensch nicht bei der ihm aus der Kindheit wohlvertrauten und bequemeren Onanie? Gewiß könnte all dies auch in der Onanie teilweise zum Ausdruck gebracht werden. Bloß daß für die so wichtigen aggressiven Elemente, die zum Teil das Substrat dieser Regungen bilden, wie Rache, feindselige Tönungen usw., beim eigenen Ich keine genügende Abfuhrmöglichkeit gegeben ist. Es sei denn, man wählt den masochistischen, sohin neurotischen Ausweg. Es ist ja geradezu das Stigma vieler Neurotiker mit ihrer ungenügenden und gehemmten Aggressionsabfuhr vom eigenen Ich auf Objekte, daß sie sich mit der Onanie bescheiden müssen. Die ungenügende Abfuhr der Aggression in der Onanie scheint uns ein Umstand zu

sein, der in seiner Bedeutung keineswegs unterschätzt werden darf.[13] Und zwar scheint er uns nach zwei Richtungen von Wichtigkeit. Denn vorerst erklärt er die Tatsache der unvollständigen Befriedigung durch die Onanie. Zweitens aber wird durch ihn die so vielfach behauptete Harmlosigkeit und Unschädlichkeit der Onanie sehr in Frage gestellt, wenn nicht weitgehend widerlegt.

Wir haben voranstehend die autarkische Fiktion als das Paradigma des Strebens nach narzißtischer Einheit und Geschlossenheit hingestellt, der der Mensch unter Zuhilfenahme der Objekte durchs ganze Leben nachjagt. Möglicherweise hat die intuitive Erfassung dieses Sachverhaltes eine allerdings sehr verzerrte Spiegelung in jenen philosophischen Systemen gefunden, die da lehren, die Welt existiere lediglich in unserer Vorstellung. Ungleich anmutender mag indessen der Gedanke sein, daß die autarkische Fiktion am Ende auch die Ursache dafür sei, daß das ganze Leben des Menschen von Fiktionen durchzogen und ohne solche kaum möglich ist.

---

13) Unsere Auffassung über die Onanie berührt sich mit der Nunbergs („Allgemeine Neurosenlehre", S. 168).

# Die Gestalttheorie[1]

Von

**Siegfried Bernfeld**

Wien

„Ganzheit", „Gestalt", „Struktur" gehen als Modewörter in den Sprachschatz des Gebildeten über und decken einen zwar vagen Begriff, aber eine eindeutige Tendenz gegen „Naturwissenschaft", „Materialismus", „Mechanismus", „Aufklärung". Sie sind Bestandstück jener romantischen Strömungen, die seit der Jahrhundertwende — nicht nur in Deutschland — sich in mannigfaltigen Formen in Kunst, Philosophie und Politik manifestieren. Ihre philosophische und wissenschaftliche Prägung haben diese Worte oder die mit ihnen gemeinten Tendenzen in der Biologie, Geschichte und Geisteswissenschaft erhalten, merkwürdigerweise gleichzeitig mit der Psychoanalyse. Diltheys „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie", erschienen 1894, Windelbands „Geschichte und Naturwissenschaft", 1894, Rickerts Vorarbeiten zu den „Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung" reichen bis 1896 zurück. Stumpf, Husserl, Driesch und Uexküll beginnen gleichfalls in den Jahren vor 1900. Dies wären einige der für die verschiedenen Äste dieser Entwicklung in Deutschland bedeutsamen Namen.

Von diesen philosophischen Richtungen gefördert, wenn auch von ihnen nicht durchaus bestimmt, ist Ganzheit, Struktur, Gestalt in präziseren Begriffen entwickelt, heute in mehreren psychologischen Schulen Gegenstand, Fundament oder Programm der Bemühungen; aber immer doch in einen philosophischen, weltanschaulichen, zuweilen politischen Hintergrund eingebettet; und immer mit einer mehr oder minder scharfen Bekämpfung der Ausdehnung der Naturwissenschaft auf die Psychologie.

Hierin macht jene Gruppe von Psychologen eine Ausnahme, die das Wort Gestalt erst eigentlich durchgesetzt, die geradezu die Gestalt zur Theorie erhoben haben und sich nach ihr Gestaltpsychologen nennen: Wertheimer, Köhler, Koffka, Lewin.[2] Ihre Gestalttheorie meint eine empirische und

1) Es war meine Absicht, unter dem gemeinsamen Titel „Die Krise der Psychologie und die Psychoanalyse" in einer Reihe von Aufsätzen die Schulen und Standpunkte darzustellen, in welche die heutige Psychologie zersplittert ist. Das Motiv und den Grundgedanken dieser Bemühung versuchte ich in der Einleitung zum Bericht über W. Sterns Personalismus (Int. Zeitschr. f. Psa., XVII, 1931) zu rechtfertigen. Dieser vorliegende Aufsatz sollte der zweite in der Reihe sein. Die vierte Stelle war der sowjetrussischen Psychologie zugedacht. Aus äußeren Gründen erschien die Kritik dieser Schule außer der Reihe (Int. Zeitschr. f. Psa., XVIII, 1932, S. 253) und ohne den Obertitel der Serie, auf die auch jetzt und bei zukünftigen Berichten verzichtet werden mag.

2) Über Kurt Goldstein soll in anderem, psychopathologischen Problemen gewidmetem Zusammenhang berichtet werden.

programmgemäß naturwissenschaftliche Psychologie. Schon darum finden die Gestalttheoretiker gerade innerhalb der neuen, ganzheitlichen Psychologie bei allseitiger Anerkennung einiger ihrer Feststellungen lebhafteste Bekämpfung und dürfen hingegen bei den Psychoanalytikern ernstes Interesse erwarten.

Es ist aber nicht leicht, sich diesem Studium zu widmen. Die sachlichen Schwierigkeiten werden durch ein unsachliches, aber nicht geringes Moment vermehrt; es sei darum vorangestellt und damit vorweg erledigt. Hat man der Psychoanalyse Expansionsdrang oder überspannte Machtgelüste vorgeworfen, und hat sie tatsächlich den Anspruch erhoben, Psychopathologie und Psychologie entscheidend zu bestimmen, vielen anderen Wissenschaften vom Menschen gewisse wichtige Beiträge und Ergänzungen zu bieten, so steht ihr jetzt die Gestalttheorie gegenüber, die von der Physik über Biologie, Psychologie bis zur Logik und Erkenntnistheorie ihr radikales Programm der völligen Umzentrierung spannt, und mit Wertheimers Habilitationsschrift, 1912 (5), eine neue Epoche der Wissenschaft datiert, und zwar in jener Weise des verhaltensten Pathos, der leisesten Anspielung, der halben Bemerkungen, der revolutionierenden Fußnote, mit der deutlichen Geneigtheit von allem was vor, neben, außer ihr ist, kaum Notiz zu nehmen — kurz als allerstärkste Gestalt. Diese Ansprüche der Gestalttheorie will ich nicht prüfen, sondern solange nicht anerkennen, als nicht explizite Leistungen dieser Revolution vorliegen. Sie seien als privater Affekt des Zutrauens und der Hoffnung gewertet, die die Gestaltpsychologen zu sich, zu Wertheimer oder zu ihren Denkmitteln haben.

## I.

Daß es Gestalten, Ganzheiten, Strukturen gibt, daß sie ein wichtiges Stück psychologischer Forschung sind, ist heute in keiner Schule bestritten. Auch die ungefähre Abgrenzung des Begriffes ist Gemeingut der heutigen Psychologie: Gestalten sind Gebilde der Wahrnehmung, an denen mannigfaltige „Teile" unterscheidbar sind, die aber doch nicht restlos aus diesen Teilen zusammensetzbar sind. Das Prototyp ist die optisch gegebene Figur, etwa: fünf schwarze Punkte auf weißem Grund in der Anordnung der Fünf des Dominospiels bilden eine bestimmte Figur: „Domino-Fünf", die nicht einfach die Summe von 1 + 1 + . . . Punkten ist, sondern eben eine bestimmte „Gestalt". Die Melodie, an der Ehrenfels seinerzeit (1890) zum erstenmal den Begriff der „Gestaltqualität" entwickelte, bleibt das einfachste und eindringlichste Beispiel: Die Melodie besteht zwar aus unterscheidbaren Einzeltönen, sie ist aber doch mehr und anderes als jeder einzelne von ihnen, und mehr und anderes als sie alle zusammen; man kann dies Ganze „Melodie" nicht aus

seinen Teilen „zusammensetzen". Ehrenfels macht dies drastisch klar: man gebe jeden der Töne, aus denen die Melodie besteht, geordnet je einem anderen Menschen zu hören — keiner von ihnen, aber auch nicht alle zusammen haben die Melodie. Die Melodie ist keine „Und-Summe", wie Wertheimer sagt, sondern eine Gestalt. Ein weiteres, für Wertheimer charakteristisches Beispiel: „Ich stehe am Fenster und sehe ein Haus, Bäume, Himmel. Und könnte nun aus theoretischen Gründen abzuzählen versuchen und sagen: Da sind — 327 Helligkeiten (und Farbtöne). Habe ich 327? Nein. Himmel, Haus, Bäume und das Haben der 327 als solcher kann keiner realisieren. Und seien in dieser sonderbaren Rechnung etwa Haus 120 und Bäume 90 und Himmel 117, so habe ich jedenfalls dieses Zusammen, dieses Getrenntsein und nicht etwa 127 und 100 und 100." Häuser, Bäume, Himmel, die Landschaft nicht minder als die Figur „Domino-Fünf" und jede Figur, nicht minder als die Melodie sind Gestalten. Die unmittelbare Wahrnehmung des schlichten, nicht reflektierenden Menschen hat es allüberall mit „Gestalten", mit gegliederten, organisierten Wahrnehmungsfeldern zu tun. Das ist der, wenn auch mit dieser oder jener Einschränkung allgemein anerkannte Tatbestand. Wie aber nun Gestalten präziser zu definieren, wie sie zu erklären sind und welches ihre Rolle in der psychologischen Forschung und Theorie ist, darüber herrscht keineswegs Übereinstimmung unter den Psychologen, und die Schule um Wertheimer nimmt hierin einen radikalen und originellen Standpunkt ein. Sie verwendet einen präzisen Begriff und gibt ihm allgemeine Geltung.

Wer ohne Bildung in den Universitätsfächern Psychologie und Philosophie ist, hat es leicht zu verstehen, was von diesen Psychologen Gestalt genannt wird. Wer sich aber nicht die historische Entwicklung der Schulpsychologie vergegenwärtigt, hat es um so schwerer zu begreifen, was es mit der Aufregung und dem heißen Kampf auf sich hat, der um dies schlichte Faktum tobt, daß wir Gestalten wahrnehmen. Die Aufgabe, der sich die Schulpsychologie bis in die jüngste Zeit widmete, war, geprägt von den Zielen und Gedanken der englischen Sensualisten, bereichert durch die Methoden der Fechnerschen Psychophysik und der Sinnesphysiologie, in enger Anlehnung an den Entwicklungsgang der Naturwissenschaften: die ungeheure Fülle der Bewußtseinserscheinungen zu reduzieren auf eine möglichst kleine Anzahl von Elementen, Sinnesempfindungen. Diese Elemente waren zwar in qualitativ unterschiedenen Gruppen gedacht, aber innerhalb ihrer Gruppen gleichartig, gleichwertig, füreinander einsetzbar wie Punkte in der Geometrie oder Einsen in der Arithmetik. Die komplexen Gebilde, also die „wirklichen" Wahrnehmungen, waren zusammenzusetzen aus diesen Elementen, wie Summen aus Einsen, wie „Bündel von Elementen". Der nachdrückliche Hinweis auf das Faktum der Gestalt machte und macht dieser Psychologie nun, wie man leicht

einsieht, ernste Schwierigkeiten, denn die Gestalten sind ja nicht reduzierbar, nicht zusammensetzbar aus ihren aufbauenden Elementen. Die Psychologie hat mancherlei Versuche gemacht, das Problem zu umgehen, vorläufig oder auch prinzipiell beiseite zu schieben oder zu lösen.

Am markantesten wird die Sonderposition der Gestalttheorie dabei in ihrer kritischen und polemischen Stellung zu allen diesen vorausgegangenen und zeitgenössischen Versuchen, zur Psychologie also. Die Würdigung, die die Tatsache der Gestalt, wenigstens der Wahrnehmungsgestalt, in steigendem Maße unter mannigfachen Namen und Hypothesen erfährt, erscheint Wertheimer völlig ungenügend. Ehrenfels z. B. habe die Gestaltqualität als neue Qualität neben die bestehenden gestellt, während es darauf ankomme, die Psychologie von Grund auf, geleitet von dem Faktum, daß die Gestalt logisch und genetisch vor den Teilen da sei, nicht durch die bestimmt sei, sondern von ihr bestimmt sei, neu aufzubauen. Von der Psychologie der Elemente (und der Assoziationen) müsse man sich radikal abkehren; es genüge nicht, dem bestehenden Inventar von Empfindung, Vorstellung, Gefühl und Wille die Gestalten hinzuzufügen, sondern, da unser Seelenleben gestaltet sei, kann ihm nur eine Wissenschaft gerecht werden, die auf den Gesetzen der Gestalt grundlegend aufgebaut ist. Die Gestalt ist das ursprüngliche Phänomen, von ihr ist auszugehen und mit ihr ist zu erklären.

Phänomenal gibt es keine „Sinneselemente"; zur Deskription des Bewußtseins sind sie ungeeignet, während Gestalt der gegebene psychologische „Deskriptionsbegriff" ist; zur Erklärung der Phänomene als Funktionsbegriffe sind die Sinneselemente ungeeignet, weil das zu Erklärende, die Gestalt, nicht erfaßt werden kann durch noch so komplizierte Kombinationen (Und-Summen) von Elementen. Es käme darauf an, die deskriptiven Gestalten durch den Funktionsbegriff Gestalt zu erklären. Der Durchführung dieser Idee, ja schon ihrem Ansatz, der Durchführung der Deskription des Psychischen als einer Ordnung von Gestalten steht aber ein schweres Bedenken im Weg: führt diese Idee nicht ins Vage, Spekulative, ins Leere? Führt sie nicht jedenfalls weg von den bewährten Prinzipien aller Forschung? Die „Elementenhypothese" oder die „Bündelhypothese" der Psychologie, wie die Gestalttheoretiker etwas wegwerfend sagen, war ja kaum je phänomenal gemeint. Sie verdankt ihre fast unbestrittene Herrschaft auch nicht ihrer formalen Ähnlichkeit mit der Naturwissenschaft: daß sie komplexe Phänomene aus elementaren „additiv" zusammenzusetzen gestattet. Sondern sie war ja in erster Linie eine physiologische Theorie. Der komplexen Wahrnehmung kann kein physikalischer, kein physiologischer Sachverhalt entsprechen, aber dem Sinneselement, der Empfindung, entspricht ein bestimmter physikalischer Reiz, ein elementarer physiologischer Prozeß an einer bestimmten Stelle des Organismus. Der

Mensch z. B., den ich vor mir auf der Straße sehe, behält seine Größe unverändert, auch wenn er sich fünf oder zehn Meter weit von mir entfernt; erst bei beträchtlicher Distanz wird er, dann plötzlich unverhältnismäßig, kleiner. Es besteht die bekannte Größenkonstanz für die komplexe Wahrnehmung, also die „Gestalt". Die Punkte aber, die das Retinabild zusammensetzen, also die Sinneselemente, verändern sich schon bei geringen Distanzen. Und die Aufgabe, die die Psychologie vor sich sah, war, aus den Sinneselementen, die physikalisch-physiologisch fundiert gedacht waren und so Anschluß an die gesamte übrige Natur und Naturforschung boten, als den „wirklichen" Elementen des Seelenlebens die komplexen Wahrnehmungen als die „Erscheinungen" aufzubauen. Die Größenkonstanz hieß dann die „scheinbare" Größe. Zugegeben, daß dies Verfahren paradox erscheint; gewiß waren eine Reihe von Zusatzhypothesen und recht komplizierten Erklärungsschemata nötig, um die Fakten der Wahrnehmung zu bewältigen. Man mußte von „Komplexen", Konstellationen, Determinanten, Gestaltqualitäten sprechen. Aber wie findet sich die Anknüpfung zur Physiologie von dem Standpunkt aus, den Wertheimer etwa so formuliert: „Das Gegebene ist an sich in verschiedenem Grade gestaltet. Gegeben sind mehr oder weniger bestimmte Ganze und Ganzprozesse, mit vielfach sehr konkreten Ganzeigenschaften, charakteristischen Ganztendenzen, mit Ganzbedingtheiten für ihre Teile" (30, S. 549).

Nun, ist die Gestalttheorie in diesem Satze mit vielen psychologischen und philosophischen Schulen ungefähr einig, so unterscheidet sie von ihnen allen, daß sie trotz des Ausganges von der Gestalt auf die Verbindung mit der Physiologie nicht verzichtet; im Gegenteil, sie hat dies ins Zentrum ihrer Theorie gestellt, so sehr, daß sie von anderen Psychologen als materialistisch und physikalistisch bekämpft wird. Schon in jener Habilitationsschrift von Wertheimer über das Bewegungssehen (5) werden nachdrücklich physiologische Querprozesse angenommen, die den phänomenalen Gestalten entsprechen; und immer deutlicher fragt die Gestalttheorie nach physiologischen Prozessen, denen selbst Ganzeigenschaften zukommen, die infolgedessen physiologische Grundlage für Gestalten sein können. „Es muß auch im Physiologischen auf die Ganzeigenschaften größerer Bereiche ankommen, es darf nicht nur gefragt werden: wo geschieht etwas, wie es der Leitungshypothese entspricht, sondern was geschieht?" (30, S. 504). Beim Bemühen, ein physiologisches Fundament für die Gestalten zu finden, gelangen die Gestalttheoretiker zu einer sehr bedeutsamen Erweiterung des Begriffes Gestalt, weit über das Gebiet der Wahrnehmung hinaus. Die Aufgabe nennt Köhler das „Wertheimer-Problem", solche physische Gestalten zu finden, welche aus der Natur des Nervensystems abzuleiten, also jedenfalls in ihm möglich sind, und welche den Eigenschaften phänomenaler Gestalten entsprechen.

Köhler kommt in sehr eindrucksvoller Untersuchung (22) zum Ergebnis, daß es physische Gestalten gibt, ja, daß man ihnen in der Physik auf Schritt und Tritt begegnet. So einfache Vorgänge, wie die Verteilung elektrischer Ladung auf einem Leiter, haben die Eigentümlichkeiten, die bereits Ehrenfels beschrieb und die nun Gestaltkriterien heißen: Die Teile sind vom Ganzen bestimmt; alle Teile tragen sich gegenseitig; das Ganze ist transponierbar. Gestalt ist danach keineswegs eine unvergleichliche Eigenart des höheren Seelischen oder des Bewußtseins, wie die idealistischen Ganzheitsphilosophen und -psychologen wollen, und daher macht es keine prinzipielle Schwierigkeit, von der Gestalt auszugehen, die Elementenhypothese mitsamt ihrer physiologischen Basis zu verlassen, ohne sich doch der Physiologie zu entfremden.

Sowohl die Kritik an der Elementenpsychologie, als auch der Ausbau der Wahrnehmungslehre, wird von den Gestaltpsychologen grundsätzlich, natürlich möchte man sagen, experimentell geführt. Und diese umfangreiche Experimentalforschung, insbesondere über die optische und akustische Wahrnehmung, hat zu so eigenartigen Methoden, geistreichen Fragestellungen und neuen Ergebnissen geführt, daß, obgleich weder die kritischen noch die positiven Ansätze Wertheimers so völlig neuartig sind, wie in seiner Schule manchmal behauptet wird, doch von ihm eine wirkliche Revolutionierung der Wahrnehmungspsychologie ausgeht. Selbstverständlich ist diese Forschung nicht abgeschlossen und sie erlaubt noch nicht die Formulierung irgendeines entscheidenden Resultates, das präziser wäre als die Aussage, die Wahrnehmungen werden von Ganzbedingungen bestimmt. Aber sie haben gewiß soviel ergeben, daß die Gestalten experimentell studiert werden können und müssen, daß die Elementenhypothese, so wie die Gestaltpsychologen sie formulieren, nicht ausreicht, die Gestalt und ihre Gesetze zu erklären. Freilich hat wohl noch nie ein Psychologe die Elementenhypothese so radikal verstanden, wie die Wertheimersche Theorie behauptet, sondern allemal sind die Empfindungen durch Zusatzelemente, Zusatzhypothesen bereichert, ihre Gültigkeit eingeschränkt worden. Aber eben dies Verfahren wird endgültig fragwürdig und die Chance besteht, daß die soviel einfachere und geschlossenere Theorie siegt, die Wertheimer vertritt, daß die Wahrnehmung komplexer Gestalten zu den primären Leistungen der Psyche gehört, die nicht durch einen Rekurs auf noch einfachere Sinnesempfindungen erklärbar und erklärenswert sind. Allein schon die völlig neue und überaus fruchtbare Tierpsychologie, die sich von hier aus ergibt, und die Köhler in einer Reihe bewunderungswürdiger Arbeiten (13—17) angebahnt hat, spricht für diese Chance. Die Ausblicke, die sich für die Probleme des Lernens, der Intelligenz, des Denkens ergeben, sind nicht minder interessant, wenngleich heute noch recht kontrovers. Nicht vergessen sei, daß die Lehre von den primären Ge-

stalten von sehr beachtlicher Relevanz für die Erkenntnistheorie und Philosophie wäre.

Der Psychoanalytiker hat manchen Grund, ihr Glauben zu schenken — davon wird noch zu sprechen sein. Wenn ich trotzdem die Bedeutung der Gestalttheorie für die Wahrnehmungspsychologie etwas hypothetisch formuliere, so geschieht dies, weil wir nicht minder Anlaß haben zu betonen, daß zwei entscheidende Reihen von Verifizierungen noch ausstehen. Ob die Gestalten originär sind oder nicht, läßt sich am kinderpsychologischen Experiment entscheiden. Koffka (28) hat viele Argumente aus der Kinderpsychologie zusammengetragen, aber es fehlt noch so gut wie völlig an den entscheidenden Experimenten am Neugeborenen und Säugling. Bedeutsamer fällt skeptisch ins Gewicht, daß die Physiologie der Gestalttheorie noch völlig hypothetisch ist. Nicht als wäre Wertheimers Hypothese irgend unwahrscheinlich; sie und ähnliche Hypothesen der Physiologen, die an Zahl ständig größer werden, erfahren durch Köhlers physikalische Untersuchung gut begründete Hilfe — aber schließlich handelt es sich doch eben um eine Hypothese und vorläufig um eine neben anderen. Vermutlich sind sich die Gestaltpsychologen dieses hypothetischen Charakters genügend klar bewußt. Hingegen finde ich nicht in dem Maße, das er verdient, den Gedanken klar unterstrichen: daß die Empfindungshypothese in der Psychologie nicht durch die Gestalthypothese ersetzt werden kann, wenn nicht die Physiologie die Elementenannahme aufzugeben gestattet. Phänomenal freilich sind die Empfindungen nicht gegeben. Weder isoliert noch in den Wahrnehmungen; sollte die Empfindungslehre je phänomenale Sachverhalte gemeint haben, so ist sie gewiß durch die Gestaltpsychologie neu belehrt. Aber als Summe wissenschaftlicher Begriffe, als Theorie, wäre sie solange dennoch erforderlich, als die Reize der Umwelt physiologisch nicht anders denn elementenhaft wirkten. Auch dann noch freilich wäre die einfache Theorie, die Wertheimer und die Seinen bekämpfen, nicht haltbar; aber ebensowenig die einfache Gestalttheorie, die sie vertreten. Die — unwahrscheinliche — Möglichkeit, die Physiologie würde auf die Dauer der Empfindung nicht entraten können, brauche ich nicht zu diskutieren. Aber die Gestalthypothese der Physiologie scheint zu schmal, um den stolzen Bau der Gestalttheorie zu tragen; sie isoliert die Sinnesphysiologie und die Prozesse in einzelnen Gebieten des Gehirnes zu sehr, um Vertrauen zu erwecken. Offenbar gehen Köhlers Bemühungen um biologische Fragen (Regulation, Chatelier) in diese Richtung einer Verbreiterung der physiologischen Basis der Gestalttheorie. Ich vermag aus den Ansätzen, die vorliegen, nicht zu entscheiden, in welcher Weise die Sinnesfunktionen des Körpers eingebaut werden in dessen nach unserer Meinung primären Triebfunktionen. Man darf abwarten; hat doch Köhler schon in diesem ersten Ansatz den Willen gezeigt,

jenseits der Alternative Maschine oder Entelechie Naturwissenschaft zu treiben.

Keiner letzten physiologischen Verifizierung ist die Kritik der Assoziationstheorie bedürftig, die die Gestaltpsychologen nicht minder heftig und gründlich betreiben, als die der damit eng verbundenen Elemententheorie. Die Assoziationstheorie ergibt sich nach Meinung der Gestaltpsychologen aus der Elementenlehre. „Ich sehe den Blitz und ich höre gleich darauf den Donner. Das Prinzip der Assoziation drückt das so aus: in meinem Bewußtsein ist zuerst die Gesichtsempfindung Blitz, darauf die Gehörsempfindung Donner, jede ist für sich da, Blitz und Donner sind zwei Empfindungen, noch genauer: eine Empfindung plus einer anderen Empfindung, die unmittelbar darauf folgte. Wenn mir jetzt beim Sehen eines Blitzes oder beim bloßen Darandenken die Vorstellung des Donners kommt, so wird als notwendiger, aber auch hinreichender Grund hiefür die bloße Existentialverbindung der Aufeinanderfolge (in anderen Fällen der Gleichzeitigkeit) angesehen" (30, S. 512). Zwar weist die Selbstbeobachtung diese Zweiheit gar nicht auf, sondern Blitz und Donner gehören als einheitliches Erleben zusammen. Aber die „Übereinstimmung zwischen den Grundprinzipien der Assoziationslehre und den Bewußtseinstatsachen" verlangt diese Hypothese, daß „zwischen" den Elementen ein einigendes Band sei, nämlich die Assoziation. Und da durch diese Hypothese jene Übereinstimmung so gut hergestellt wird, blieb dem wissenschaftlichen Denken überhaupt unbewußt, daß hier eine Hypothese vorliegt; die Hypothese, daß ursprünglich das Bewußtsein anders war, daß da, wo wir jetzt Einheitlichkeit erleben, ursprünglich wirklich nur zwei lediglich existential (durch bloßes Zusammendasein) zusammenhängende „und-verbundene" Erlebnisse vorlagen, die dann erst durch Assoziationsbildung ihre Einheitlichkeit erlangt haben. Aus der Zerlegung alles Wahrgenommenen in primäre Elemente folgt die Notwendigkeit ihrer Verknüpfung durch Assoziation. „Läßt sich das Zerlegungsprinzip nicht aufrechterhalten, so ist auch das Assoziationsprinzip hinfällig" (30, S. 513). Der Begriff der Gestalt faßt das Erlebnis „Blitz und Donner" nicht als Blitz plus Donner, sondern dem Erlebnis adäquat als eine Einheit und erspart sich jene Hypothese. Damit verbunden wird der Weg frei, die Assoziationsgesetze zu entwerten und die Vorstellung zu eliminieren, als hinge die Stärke des „assoziativen Zusammenhanges" von der Zahl der Wiederholungen ab. Lewin (34) hat in einer experimentellen Untersuchung diese Grundlage der Assoziationstheorie geprüft und kommt zu einem vernichtenden Urteil. Daß es „Assoziationen" gibt, d. h. daß es Abfolgen von „Vorstellungen", von Bildern, Gedanken usw. gibt, wird natürlich nicht bestritten, wenn auch in den vorliegenden Arbeiten der Schule nicht ausreichend gewürdigt. Die Folge erklärt sich aber für die Gestalttheorie aus

„Gestaltgesetzen". Die Abfolge selbst oder die psychische Situation, in der sie auftritt, ist ein ganzheitlicher Zusammenhang, der die „Teile", also die „Assoziationen" nach ihrem Hier und Jetzt bestimmt. An konkreter Arbeit ist im Sinne dieser Theorie wenig geleistet, außer auf dem sehr wichtigen Gebiete der Handlungen. Hier ist es freilich auch zunächst die Kritik an herrschenden Theorien, die von Kofka und Köhler geführt wurde: gegen die Erklärung von Handlungsverläufen als Reflexketten, Reflexassoziationen, oder aus Erfahrungsassoziationen zwischen Bedürfnis und Befriedigung. In Köhlers tierpsychologischen Arbeiten, in Lewins Arbeiten zur Affektlehre (36) liegen konkrete Ansätze vor, die, so scheint mir, unzweifelhaft die Überlegenheit des gestalttheoretischen Gesichtspunktes gegenüber dem assoziationstheoretischen erweist.

Eine Darstellung und Diskussion der einzelnen wahrnehmungs- und tierpsychologischen Funde der Gestalttheorie muß ich unterlassen, weil sie nur möglich oder sinnvoll wäre bei sehr eingehender und umfangreicher Detailmitteilung, die hier nicht lohnt. Denn die Psychoanalyse hat sich mit dem Forschungsgegenstand, dem die Gestaltpsychologen zugewendet sind, nicht beschäftigt, hat also keinen eigenen Standpunkt zu vertreten. Doch steht sie der neuen Wahrnehmungspsychologie, wie sie sich seit etwa zwanzig Jahren allüberall, mit unter der treibenden Kraft der Ideen der Gestalttheoretiker, entwickelt, nicht so fremd gegenüber wie jener alten Wahrnehmungspsychologie, die den ersten zwei Jahrzehnten psychoanalytischer Forschung zeitgenössisch war. Zu den Problemen jener von der elementenphysiologischen Aufgabe geleiteten Psychologie hatte die Psychoanalyse keinen Zugang, ihre Resultate hatten mit ihr keine Verbindung. Die psychoanalytischen Erfahrungen über die früheste Kindheit und die Vorstellungen, die sich der Psychoanalytiker auf Grund dieser Erfahrungen und im Sinne der Freudschen Theorie von dem Neugeborenen und Säugling machen mußte, drängten dahin, dem Kind in phantastisch früher Zeit Leistungen zuzumuten, die sich weder mit empiristischer noch mit nativistischer Interpretation der Elementenpsychologie und ihrer Bündelthese vereinigen ließ. Wenn die Mutterbrust als das erste Liebesobjekt gedeutet wird, wenn von uralten Ambivalenzkonflikten, wenn von libidinösen Besetzungen in den ersten Lebenswochen die Rede ist, so setzt dies eine so völlig andere Welt des Säuglings voraus, daß das Sinnesempfindungschaos, das die alte Schulpsychologie forderte, uns so abstrus vorkommen mußte, wie die psychoanalytischen Gedanken dem Schulpsychologen phantastisch und bizarr. Ohne etwa dabei für gesichert zu erklären, was da und dort von Psychoanalytikern über diese früheste Welt gesagt worden sein mag — prinzipiell wird unsere Auffassung innerhalb der Ganzheitspsychologie denkbar und wohl auch im einzelnen prüfbar. Denn

unsere Phantastik und Bizarrerie wird sogleich zu bloß im einzelnen vielleicht fragwürdigen, aber im ganzen grundsätzlich möglichen Behauptungen, wenn man sich klarmacht, daß man dem Säugling und dem kleinen Kind nicht mehr zumutet, als daß es von Anfang an Gestalt wahrnimmt, gegliederte Wahrnehmungsfelder gegeben hat und handelt. So ermöglicht die neue Wahrnehmungspsychologie und ihr prägnantester Vertreter, die Gestalttheorie, der Psychoanalyse den Anschluß an die Psychologie überhaupt. Insbesondere gilt dies von der Gestaltpsychologie für die andere Hinsicht, in der die Psychoanalyse sich von der alten Wahrnehmungspsychologie abgeschnitten sah. Jener alten Ansicht vom Seelischen, wonach dieses aus streng voneinander getrennten Sphären des Empfindens, Denkens, Wollens, Fühlens — oder wie jene Zwei-, Drei-, Vierteilungen sonst lauten mögen — besteht, die einander höchstens wie von außen beeinflussen können, war die Psychoanalyse beinahe von Anfang an grundfremd. Sie hatten miteinander keinen Berührungspunkt. Wir konnten nicht anders denken, als daß Wahrnehmen, Denken, Wollen, Fühlen in einem personalen Zusammenhang miteinander stehen, daß sie untereinander wesensähnlich sein müssen, weil sie nur je andere Funktionen im Ganzen der Lebens-, Trieb-, Bedürfnisabläufe erfüllen, füreinander stehen, auseinander sich entwickeln können. Lehrt nun die Gestalttheorie, daß diese Trennung undurchführbar sei, ob sie nun eine Absonderung des höheren Seelenlebens, des Denkens, vom niederen, dem Empfinden intendiert, oder sonst eine Wesensverschiedenheit innerhalb des Psychischen postuliert; präzisiert sie den vagen Begriff von der Wesensähnlichkeit des Psychischen dahin, daß die Gestaltkriterien den Wahrnehmungsgebilden ebenso wie den Affektverläufen, den Handlungen, den Denkprozessen und den logischen Gebilden zukommen, so kündigt sie sich als Psychologie an, die eine der Grundvoraussetzungen mit der Psychoanalyse teilt, also gegenseitiges Interessenehmen erlaubt.

Insbesondere die kritische Aufklärungsarbeit der Gestalttheorie gegenüber der Assoziationstheorie verdient unser lebhaftestes Interesse. Ihr zuliebe seien gewisse kritische Bemerkungen, die an ihrer Argumentation vielleicht anzubringen wären, gern unterdrückt. Sie haben, wenn schon vielleicht nicht die Theorie von den Empfindungen, so doch gewiß die sogenannte Assoziationstheorie erledigt. Es ist schon fast so weit, daß ein Psychologe, der auf sich hält, nicht mehr wagt, das Wort Assoziation zu gebrauchen. Von vielen Seiten her ist, wie B ü h l e r deutlich zeigt, seit 1890 die Assoziationslehre bekämpft und ersetzt worden. Die Gestaltpsychologen sind keineswegs die einzigen, ganz gewiß nicht die ersten, denen der Abbau der alten Psychologie zu danken ist. Aber ihr Generalangriff hat zu hellem Bewußtsein gebracht, sehr beschleunigt und vor allem zur Macht gebracht, was im Verborgenen,

Unklaren, langsam wuchs. Sie haben die Abkehr von der Assoziationstheorie radikal vollzogen; so radikal, wie außer ihnen — und lange vor ihnen übrigens — bloß noch Freud. Jedoch mit einem sehr beachtenswerten und glücklichen Unterschied. Freud hatte ein neues Reich gegründet und bei den völlig differenten Prinzipien seines Staates und des der Nachbarn wurde er allseitig boykottiert, bewaffnete Interventionen gegen ihn organisiert und es wollte kein friedlicher Handelsverkehr zwischen der Psychoanalyse *in splendid isolation* und den Bruderstaaten glücken. Wertheimer organisierte im alten Staat eine neue Partei und eroberte die Heimat, freilich nicht für sich, aber immerhin für alle, die gegenüber dem Alten ein Neues wollten. Nun wird das Kommerzium, wenngleich noch lange wohl nicht das Konubium mit der isolierten, inzwischen sehr stabilisierten Freud-Welt möglich sein.

Vom Bilde frei: viel und auch übertrieben gerügt wurde, daß sich die Psychoanalyse so sehr ohne Rücksicht auf die ihr zeitgenössische Psychologie entwickelte. Man darf zugeben, daß hier ein richtiger Sachverhalt gerügt wird. Aber die Fremdheit zwischen der Psychoanalyse und der Psychologie war keineswegs durch Freuds Eigenwilligkeit verschuldet. Die Traumdeutung bringt eine ausführliche Besprechung aller Literatur; das Buch über den Witz noch setzt sich sehr genau mit den Vorgängern und den Zeitgenossen auseinander, findet nahe Beziehungen zu Lipps. Die drei Abhandlungen kennen keineswegs Mißachtung der Fachwissenschaft. Die Psychopathologie des Alltagslebens bleibt mit der Literatur außerhalb der Psychoanalyse auch noch in späteren Auflagen in gutem Kontakt (so wird Wertheimer zustimmend, interessiert, erwähnt). Aber tatsächlich hat dieser Kontakt im Laufe der Jahre nachgelassen. Und wenn heute anerkannt wird, daß jene Freud zeitgenössische Literatur bis 1910 nicht viel wert war, die Anfänge der neuen bis vor kurzem sehr unscheinbar waren, in ihren Konsequenzen aus den publizierten Spezialuntersuchungen oder Andeutungen in Spezialuntersuchungen kaum erkennbar, so müßte wohl dieser stets wieder erhobene Vorwurf ein wenig an Gewicht verlieren. (Übrigens sind auch diese Ansätze keineswegs unterschätzt worden; siehe z. B. meine Anzeigen über Krüger und Poppelreuter.[3]) Sachlich sinnvoll wäre der Vorwurf ja nur, wenn die Psychoanalyse in ihrer Isolierung als einzige der Psychologenschulen das veraltete Niveau von 1890 festgehalten hätte. Aber eben das Gegenteil ist der Fall. Freud hat nach sehr kurzem Versuch mit der Elementen- und Assoziationstheorie etwas anzufangen, diese ganze Richtung als ihm völlig fremd beiseite gelassen. Was er nicht unternommen hatte, war die explizite Polemik, die Formulierung „Elementenhypothese", „Assoziationstheorie", kurz die Prägung der methodologischen Situation. Denn seine Differenzen mit der zeit-

3) Int. Zeitschr. f. Psa., III., 1915.

genössischen Psychologie waren im Vordergrund solche der analytischen Forschungsmethode, des Unbewußten, der Sexualität usw. Es war übrigens natürlich nicht vorher, sondern erst nachher möglich, methodologische Bewußtheit zu erreichen. Dies liegt vor allem daran, daß die Situation nur auf dem Boden der Wahrnehmungspsychologie in der erfreulichen Weise zu klären war, die der Gestalttheorie verdankt wird. Auf den anderen Gebieten gab es ja Psychologie in irgend belangvollem Maße nicht, die von Elementen- und Assoziationstheorie erfüllt gewesen wäre. Und die Fragen der Wahrnehmungspsychologie hat Freud so wenig wie die der Nerven- und Hirnphysiologie je anders berührt als in abgrenzenden Bemerkungen. Daß und wie die völlige Armut der älteren wissenschaftlichen Theorie auf allen zentralen Gebieten, die Freuds Forschungsgegenstand waren und sind, zusammenhängt mit Unzulänglichkeiten auf ihrem eigenen Gebiet, nämlich von ihrer Assoziationstheorie verschuldet wird, ist freilich eine — von Freud nicht formulierte — These Wertheimers, die viel für sich hat.

Die gründliche Kritik, die die Gestaltpsychologen an der Assoziationstheorie vornehmen, reicht natürlich sehr viel tiefer in die Gebiete hinein, die der Psychoanalyse Forschungsgegenstand sind, als die Bekämpfung der Elementenhypothese, die in erster Linie die Wahrnehmungspsychologie betrifft. Traumdeutung, das therapeutische Verfahren der Psychoanalyse, jede einzelne Analysenstunde, aber auch weite Strecken der angewandten Forschungsarbeit der Psychoanalytiker beziehen sich auf Folgen von Gedanken, Bildern, Handlungen, Affekten, die im wesentlichen in Worten und Sätzen dem Therapeuten und Forscher vorliegen. Das Gesetz dieser Abfolge kennenzulernen ist seine Aufgabe oder seine Voraufgabe. Auf Grund des Gesetzes der Abfolge vermag er zu erklären, zu deuten, zu beeinflussen. In der ärmlichen Terminologie der älteren Psychologie ist „Vorstellung" das Wort, das demnach zwar auch in ihr keineswegs richtig und genau, aber fürs erste ungefähr das Forschungsmaterial der Psychoanalyse bezeichnet; Assoziationen von Vorstellungen heißen dann ungefähr die Abfolgen, die dem Analytiker vorliegen und auf deren Gesetz es ihm ankommt. Von Assoziationen zu sprechen rechtfertigte sich in den Anfängen der Psychoanalyse um so mehr, als es sich im allgemeinen nicht um sachgebundene, sondern um von „inneren" Kräften und Zwecken bestimmte Abfolgen handelte. Aber eine „Assoziationspsychologie" ist darum die Psychoanalyse keineswegs.

Mit der Frage, ob auch einfache Wahrnehmungen aus Elementen „undsummenartig" zusammengesetzt sind, hat sich Freud überhaupt nicht beschäftigt. Ebensowenig mit dem Problem, ob Donner und Blitz 1 + 1 oder 1 sind. Die These hingegen, daß Abfolgen von Einfällen durch Ähnlichkeit, Berührung usw. determiniert sind, hat Freud wohl als erster entschieden be-

kämpft und hat an Stelle der Assoziationstheorie die Einsicht gestellt, das Hier und Jetzt jedes Gliedes solcher Abfolge sei bestimmt durch einen affektiv bedeutsamen Wunsch-, Trieb-, Bedürfniszusammenhang. Nicht auf die Zahl der Wiederholungen komme es für die Reproduktion an, nicht einmal auf die Stärke und Bedeutung des einmaligen Erlebnisses, sondern auf die Funktion, die das reproduzierte Glied im gegenwärtig wirkenden Gesamtzusammenhang hat. Wenn immer wieder, längst vor der Gestalttheorie, der Psychoanalyse der Vorwurf gemacht wurde, sie sei Assoziationstheorie und darum unzulänglich, wenn dieser Vorwurf auch von Gestalttheoretikern erhoben wird oder jüngst in einer historischen Arbeit von Dorer[4] „dokumentarisch" belegt wird, so wird völlig übersehen, daß Freud zwar von der Assoziationslehre herkam, ihre Termini schlicht verwendete, auch heute gelegentlich nicht scheut, daß er aber überall dort, wo er Neuland erforschte, die Unzulänglichkeit assoziationstheoretischer Erklärungen erkannte und sich nichtsdestoweniger bemühte, jenseits der Anwendbarkeit der Assoziationstheorie Psychologie zu treiben und spätestens in der Traumdeutung die Assoziationslehre überwand und durch eine völlig neue ersetzte.

Der häufige Gebrauch des Wortes Assoziation sollte hier nicht irreführen. Man müsse den Assoziationen nachgehen heißt z. B. eine Grundregel der Traumdeutungstechnik; aber diese Regel, die man auch ganz anders aussprechen kann, etwa: man müsse die Einfälle sammeln, die sich zu jedem Traumstück einstellen, impliziert keineswegs ein Bekenntnis zur Assoziationstheorie, schon gar nicht in jenem engsten Sinn, in dem die Gestalttheoretiker das Wort gebrauchen. Ich erinnere hier, um die Argumentation konkret zu belegen, an die Seiten 447—451 der Traumdeutung (Ges. Schr., Bd. II). Freud setzt sich mit Einwendungen auseinander und sagt rechtfertigend: „Wir gehen ja so vor, daß wir alle sonst das Nachdenken beherrschenden Zielvorstellungen fallen lassen, unsere Aufmerksamkeit auf ein einzelnes Traumelement richten und dann notieren, was uns an ungewollten Gedanken zu demselben einfällt, . . . und lassen uns, unbekümmert um die Richtung, nach der die Gedanken treiben, von ihnen weiterführen, wobei wir — wie man zu sagen pflegt — vom Hundertsten ins Tausendste geraten. Dabei hegen wir die zuversichtliche Erwartung, am Ende ganz ohne unser Dazutun auf die Traumgedanken zu geraten, aus denen der Traum entstanden ist. Dagegen wird die Kritik etwa folgendes einzuwenden haben: daß man von einem einzelnen Elemente irgendwohin gelangt, ist nichts Wunderbares. An jede Vorstellung läßt sich assoziativ etwas knüpfen. Es ist nur merkwürdig, daß man bei diesem ziellosen und willkürlichen Gedankenablauf gerade zu den Traumgedanken geraten sollte. Wahrscheinlich ist das eine Selbsttäu-

4) Historische Grundlagen der Psychoanalysen. Leipzig 1932.

schung; ..." Zur entscheidenden Abwehr dieses Einwandes dient folgender Gedankengang: „Es ist nämlich nachweisbar unrichtig, daß wir uns einem ziellosen Vorstellungsablauf hingeben, wenn wir, bei der Traumdeutungsarbeit, unser Nachdenken fallen und die ungewollten Vorstellungen auftauchen lassen. Es läßt sich zeigen, daß wir immer nur auf die uns bekannten Zielvorstellungen verzichten können, und daß mit dem Aufhören dieser sofort unbekannte — wie wir ungenau sagen: unbewußte — Zielvorstellungen zur Macht kommen, die jetzt den Ablauf der ungewollten Vorstellungen determiniert halten. Ein Denken ohne Zielvorstellungen läßt sich durch unsere eigene Beeinflussung unseres Seelenlebens überhaupt nicht herstellen; es ist mir aber auch unbekannt, in welchen Zuständen psychischer Zerrüttung es sich sonst herstellt ... Das freie Spiel der Vorstellungen nach beliebiger Assoziationsverkettung kommt vielleicht bei destruktiven organischen Gehirnprozessen zum Vorschein; was bei den Psychoneurosen für solches gehalten wird, läßt sich allemal durch Einwirkung der Zensur auf eine Gedankenreihe aufklären, welche von verborgen gebliebenen Zielvorstellungen in den Vordergrund geschoben wird. Als ein untrügliches Zeichen der von Zielvorstellungen freien Assoziation hat man es betrachtet, wenn die auftauchenden Vorstellungen (oder Bilder) untereinander durch die Bande der sogenannten oberflächlichen Assoziation verknüpft erscheinen, also durch Assonanz, Wortzweideutigkeit, zeitliches Zusammentreffen ohne innere Sinnbeziehung, durch alle die Assoziationen, die wir im Witz und beim Wortspiel zu verwerten uns gestatten. Dieses Kennzeichen trifft für die Gedankenverbindungen, die uns von den Elementen des Trauminhaltes in den Kollateralen und von diesen zu den eigentlichen Traumgedanken führen, zu; wir haben bei vielen Traumanalysen Beispiele gefunden, die unser Befremden wecken mußten. Keine Anknüpfung war da zu locker, kein Witz zu verwerflich, als daß er nicht die Brücke von einem Gedanken zum andern hätte bilden dürfen. Aber das richtige Verständnis solcher Nachsichtigkeit liegt nicht ferne. Jedesmal wenn ein psychisches Element mit einem andern durch eine anstößige und oberflächliche Assoziation verbunden ist, existiert auch eine korrekte und tiefergehende Verknüpfung zwischen den beiden, welche dem Widerstande der Zensur unterliegt. Druck der Zensur, Nichtaufhebung der Zielvorstellungen ist die richtige Begründung für das Vorherrschen der oberflächlichen Assoziationen. Die oberflächlichen Assoziationen ersetzen in der Darstellung die tiefen, wenn die Zensur diese normalen Verbindungswege ungangbar macht ... Unter dem Druck der Zensur hat hier in beiden Fällen eine Verschiebung stattgefunden von einer normalen, ernsthaften Assoziation auf eine oberflächliche absurd erscheinende." Ganz offensichtlich geht es hier gegen die Assoziationstheorie. Die Folge von Einfällen, die „Assoziation",

wird nicht durch die Assoziation und die Assoziationsgesetze erklärt, sondern durch unbewußte Zielvorstellungen, also durch einen Zusammenhang, ein Ganzes, das die Teile bestimmt. Die Teile sind miteinander „assoziiert", nämlich innerlich miteinander verbunden, oder gehören als Teile jenes übergreifenden Zusammenhanges zusammen; dies nennt Freud „normale, ernsthafte Assoziation". Sie sind aber nur in Sonderfällen, die der Erklärung bedürften, im Sinne der Assoziationstheorie assoziiert, Freud spricht sie dann als „oberflächliche Assoziationen" an. Diese Bestimmtheit der Einfälle durch den Zusammenhang stellt Freud entschieden dar und macht sie zu einer Grundlage der Psychoanalyse. Ob dadurch die Assoziationstheorie getroffen, modifiziert oder völlig entthront wird, hat Freud nicht erwogen; er hat sich um sie überhaupt kaum mehr gekümmert. Und es gibt, man darf es wohl so sagen, überhaupt keine Freudsche Aussage, die auch nur entfernt in die Schemata der Assoziationstheorie passen würde; wenngleich das Wort Assoziation für Einfall oder für Verknüpfung, gelegentlich sogar für Zusammenhang und Gestalt vorkommt. Aber man wird sich hüten müssen „ein starkes Kind mit dem Bade auszuschütten", wie Köhler in anderer Verbindung sagt; es gibt schließlich das Phänomen Assoziation, selbst wenn der Begriff der Assoziation restlos ungültig sein sollte.

Erst Jung hat die Verbindung der Psychoanalyse, die zu dieser Zeit in ihren Grundgedanken bereits entwickelt war, mit der Assoziationstheorie hergestellt. Er suchte mit Methoden der experimentellen Psychologie gewisse fundamentale Ansichten der Psychoanalyse zu stützen und die herrschende Assoziationspsychologie durch psychoanalytische Fakten und Begriffe zu befruchten. Das Ergebnis war eine Komplextheorie, sehr verwandt jener, die Wertheimer gleichzeitig pflegte. Erst zur Überwindung solcher modifizierter Assoziationstheorie erfand Wertheimer seine radikale Abkehr. In der Psychoanalyse bedeutet die Komplextheorie eine Episode, die schon darum an ihr spurlos vorbeiging, weil Freud an ihr wenig Interesse hatte. Sie bot ihm zu viel Assoziation und zu wenig Psychologie. Verblieben ist nur das Wort Komplex (von Freud sparsam genug gebraucht) in einer Bedeutung, die mit der assoziationstheoretischen kaum etwas Wirkliches zu tun hat. Was Freud an Stelle der Assoziation gebrauchte, war der „Zusammenhang". Von der Traumdeutung an operiert Freud mit „Gestalten" in souveräner, aber jener terminologisch freien und doch präzisen Weise, die ihm eigen ist. Er macht nicht viel daraus, er bemerkt gar nicht, welch einen enormen Fortschritt gegenüber der Psychologie er tut; nicht, daß dies Eine, das ihm fast wie ein Stilistikum erscheint, ausreichen würde, die ganze Psychologie zu revolutionieren, Epoche zu setzen, wie Lewin sagt — er handhabt als das Selbstverständlichste von der Welt nicht nur eine personale ganz-

heitliche Psychologie, sondern auch eine „Gestalt"psychologie, freilich ohne sich bei den Gestaltkriterien aufzuhalten. Dies sei kein Lob. Die methodologische Besinnung in der Wissenschaft ist hoch vonnöten, sie zu pflegen ist ein Verdienst, das natürlich auch die Gefahr der Fetischierung stiftet. Es sei darum den Gestalttheoretikern ihr Verdienst nicht geschmälert. Aber diese Natur der Freudschen Schriften von 1900 bis 1905 will zum Verständnis der heutigen Situation, der Krise der Psychologie und der Aufgabe der Psychoanalyse in ihr, deutlich unterstrichen sein. Daher weise ich an Stelle langer Zitate und Darlegungen auf einige der Vergleiche hin, mit denen Freud sich in der Traumdeutung verständlich zu machen sucht. „Soll ich für die definitive Gestaltung des Traumes, wie sie sich unter der Mitwirkung des normalen Denkens ergibt, irgendwo ein Vergleichsobjekt suchen, so bietet sich mir kein anderes, als jene rätselhaften Inschriften, mit denen die „Fliegenden Blätter" solange ihre Leser unterhalten haben. Für einen gewissen Satz, des Konstrastes halber dem Dialekt angehörig und von möglichst skurriler Bedeutung, soll die Erwartung erweckt werden, daß er eine lateinische Inschrift enthalte. Zu diesem Zwecke werden die Buchstabenelemente der Worte aus ihrer Zusammenfügung zu Silben gerissen und neu angeordnet. Hie und da kommt ein echt lateinisches Wort zustande ... Wenn wir dem Scherze nicht aufsitzen wollen, müssen wir uns über alle Requisite einer Inschrift hinwegsetzen, die Buchstaben ins Auge fassen und sie unbekümmert um die gebotene Anordnung zu Worten unserer Muttersprache zusammensetzen" (S. 428). Oder: „Diese Darstellungsweise setzt der Traum ins einzelne fort. Sooft er zwei Elemente nahe beieinander zeigt, wirbt er für einen besonders innigen Zusammenhang zwischen ihren Entsprechenden in den Traumgedanken. Es ist wie in unserem Schriftsystem. Ab bedeutet, daß die beiden Buchstaben in einer Silbe ausgesprochen werden sollen, a b nach einer freien Lücke läßt a als den letzten Buchstaben des einen Wortes und b als den ersten eines anderen Wortes erkennen. Demzufolge bilden sich die Traumkombinationen nicht aus beliebigen, völlig disparaten Bestandteilen des Traummaterials, sondern aus solchen, die auch in den Traumgedanken im innigeren Zusammenhang stehen" (S. 314). Oder ähnlich: „Der Trauminhalt ist gleichsam in einer Bilderschrift gegeben, deren Zeichen einzeln in die Sprache der Traumgedanken zu übertragen sind. Man würde offenbar in die Irre geführt, wenn man diese Zeichen nach ihrem Bilderwert, anstatt nach ihrer Zeichenbeziehung lesen wollte. Ich habe etwa ein Bilderrätsel (Rebus) vor mir: ein Haus, auf dessen Dach ein Hof zu sehen ist ... Ich könnte nun in die Kritik verfallen, diese Zusammenstellung und deren Bestandteile für unsinnig zu erklären ... Die richtige Beurteilung des Rebus ergibt sich offenbar erst dann, wenn ich gegen das Ganze und die Einzelheiten desselben keine solchen Einsprüche er-

hebe, sondern mich bemühe, jedes Bild durch eine Silbe oder ein Wort zu ersetzen, welches nach irgend welcher Beziehung durch das Bild darstellbar ist . . . Ein solches Bilderrätsel ist nun der Traum, und unsere Vorgänger auf dem Gebiete der Traumdeutung haben den Fehler begangen, den Rebus als zeichnerische Komposition zu beurteilen. Als solche erschien er ihnen unsinnig und wertlos" (S. 278). Oder es heißt: „Was in den Traumgedanken offenbar der wesentliche Inhalt ist, braucht im Traum gar nicht vertreten zu sein. Der Traum ist gleichsam anders zentriert, sein Inhalt um andere Elemente als Mittelpunkt geordnet als die Traumgedanken" (S. 304). Solcher Ausdrücke und Gleichnisse könnte man sehr zahlreiche sammeln; sie weisen darauf hin, daß es Gestalten sind, von denen Freud handelt und nicht undsummenartig durch Assoziation verknüpfte Elementen-Bündel.

Gewiß ist die Traumdeutung sehr fern von der Theorie der Gestalt; sie ist aber dem Erkenntnisziel sehr nahe, das ihrer Wahrnehmungspsychologie gesetzt ist. Daß die einzelnen seelischen Geschehnisse von einem übergreifenden Zusammenhang bestimmt werden; daß nicht ein Chaos oder Mosaik von Empfindungen am Anfang des Lebens steht, sondern daß ihm Objekte gegeben sind — diese beiden Thesen z. B. sind unmittelbar aus der Psychoanalyse um 1900 zu formulieren gewesen. Hätte sich jemand die Aufgabe gesetzt, etwa gegenüber den frühesten sachlichen Kritikern an der Psychoanalyse, die in ihr eine Assoziationspsychologie bekämpften, mit all der Freiheit von alten Denkgewohnheiten, die die Psychoanalyse bot, eine der damaligen Psychoanalyse adäquate methodologische Formulierung zu geben, so hätte er das Gestalttheorem formuliert, freilich nicht Wertheimerisch, d. h. ohne Physik und Logik mit einzubeziehen und ohne natürlich die Ansprüche auf interwissenschaftliche Geltung und als oberstes Prinzip, weil dieser Rang in der Psychoanalyse anderen Prinzipien und Theoremen zukommt. Dies geschah wohl deshalb nicht, weil die Erfahrungen mit Jung und Adler, die beide auf ihre Weise den Kontakt mit der übrigen Psychologie fanden, ihn aber absolut forderten, mißtrauisch machten und weil damals die Ganzheitslehre weithin sichtbar war als anti-empirische, anti-naturwissenschaftliche Gesinnung. Daß die Gestalttheorie diese Weise der Abkehr von der Assoziationstheorie ebensowenig mitmachte wie die Psychoanalyse, sondern das Problem der Gestalt und seine Anerkennung in der Psychologie naturwissenschaftlich durchsetzte, darin sehe ich ihr entscheidendes Verdienst.

Der Psychoanalytiker hat es mit Zusammenhängen zu tun. Die großen Leistungen Freuds lassen sich so beschreiben: er hat gelehrt, Traum und Symptom, die „zufällig", „sinnlos" zu sein schienen, in einen personalen Zusammenhang einzuordnen; oder: Eros und Sexualität aus einem einheitlichen genetischen Zusammenhang zu verstehen. Die Theorie des Unbewußten läßt

sich auf den Satz reduzieren: es gibt außer dem phänomenalen Zusammenhang einen entscheidend wichtigen unbewußten Zusammenhang usw. Alles, was wir „deuten" heißen, ist solche Aufdeckung oder Herstellung von Zusammenhang. Der deutende Psychoanalytiker sieht neue Zusammenhänge; die gegebene Deutung eröffnet dem Analysanden neue Zusammenhänge. Es bedürfte einer eingehenderen Untersuchung, wieweit Zusammenhänge immer Gestalten im Sinne der Gestalttheorie sind. Sicher ist jeder Zusammenhang eine Ganzheit, sicher sind die für die Psychoanalyse wesentlichen Zusammenhänge, Sachverhalte, auf die Gestaltkriterien zutreffen. Daß zwischen der Psychoanalyse und einer Wissenschaft, die über Natur und Erkenntnis der Gestalten allgemeine Aussagen zu machen strebt, eine Affinität besteht, bedarf danach keines Beweises. Ich gebe ein Beispiel, das demonstrieren mag, wie die Forschungen der Gestalttheorie für unsere Methodologie nützlich werden können.

Das Deutungsverfahren der Psychoanalyse ist oft als willkürliches bekrittelt worden. Auch wenn man die Richtigstellungen akzeptiert, die ich versucht haben,[5] so bleibt wirklich manches Bedenken bestehen, wenn man die Schullogik der Schlußfolgerung auf das Deutungsverfahren anwendet und für alle Wissenschaft für verbindlich erklärt. An den Prinzipien der Induktion gemessen, ist die Deutung unzulänglich. Etwa: wie darf man aus einer einzigen, nebenbei geäußerten Bemerkung weittragende Schlüsse ziehen? Gewiß nicht ohne weiteres. Aber eine Bemerkung kann einen bisher gesehenen Zusammenhang völlig umstoßen und einen neuen evident machen. Wie darf man heterogene vereinzelte Einfälle zu Prämissen von Schlüssen machen? Eben nur, wenn es sich um Zusammenhangsfeststellungen handelt. Kriterium des Zusammenhanges ist uns dabei, eben wie bei Gestalten, daß alles zusammenpaßt. Wir verwenden das Kriterium in unserer Praxis täglich immer wieder; nicht mit völlig reinem Gewissen gegenüber den methodologischen Forderungen der induktiven Logik. Hier kommen uns gewisse Experimente zugute, die die Gestalttheoretiker zum Studium des Denkens anstellen. „Man soll für eine Anzahl gegebener Inhalte, deren Zusammenhang nicht manifest ist, einen solchen finden, wobei angenommen sei, die Aufgabe stelle einen Vorgang dar, der nur mit Stichworten beschrieben ist:

| | |
|---|---|
| Kochherd, | Reißbrett, |
| Küchenschrank, | Tinten, |
| Glasflaschen, | Geldscheine, |
| Chemikalien, | Verhaftung. |

Die Lösung soll heißen: Falschmünzerwerkstatt. (Mitgeteiltes Beispiel aus

5) Bernfeld, Über den Begriff der Deutung in der Psychoanalyse. Zeitschr. für angewandte Psychologie. Bd. 45. 1932.

einem Wertheimer-Kolleg.) Tatsächlich dürfte von den vielen möglichen anderen Zusammenhängen der genannte erst derjenige sein, in dem die einzelnen Angaben nicht nebeneinander, sondern auf ein übergeordnetes Ganzes bezogen „Sinn" erhalten . . . Und dann ist charakteristisch, wie beim Finden oder beim „Zurkenntnisnehmen" der Lösung ein merkwürdiges „Einschnappen", „Ineinanderkippen" stattfindet. Wertheimer verwendet hierfür den Bühlerschen Ausdruck „Aha-Prozeß", und das veranschaulicht wohl auch das intensive Erlebnis, welches bei dem „Zusammenschießen" des diskret Nebeneinanderstehenden zu einem Sinnganzen vor sich geht und das nun auf einmal die mehrdeutigen „Stücke verankert" (Scheerer, Die Lehre von der Gestalt, S. 209). Es ist verblüffend, wie genau solches denkpsychologisches Experiment die Bedingungen herstellt, unter denen der Analytiker deutet und den Erlebnissen gerecht wird, die er beim Deuten hat und von denen er sich als Kriterien leiten läßt. Die Gestalttheorie ermöglicht den nachdrücklichen Hinweis, daß wir es bei der psychoanalytischen Deutung zum entscheidenden Anteil mit Operationen zu tun haben, die sich mit den Regeln der Induktion nicht einfach bewältigen lassen; denen gegenüber eine Methodologie, die auf der üblichen induktiven Schullogik aufgebaut wäre, nicht ganz adäquat ist: nämlich mit Gestalt-Erfassen. Dies heißt nun gewiß nicht, daß wir also keiner Methodologie bedürfen, im Gegenteil, es lädt uns die wissenschaftliche Pflicht auf, jene auszubauen, die dem psychoanalytischen Gegenstand adäquat ist. Dies verlangt freilich nicht weniger als den Umbau der schulüblichen Logik. Zum Glück ist diese Aufgabe nicht der Psychoanalyse überlassen. Sie wird von der Logik selbst, wenngleich langsam und unsicher, geleistet. Ein Studium der Gestalttheorie kann uns bewußt machen, wieviel von den Voraussetzungen dieser Logik in der Psychoanalyse tatsächlich vorhanden ist. Die Gestalttheorie ist zwar auf dem Boden der Psychologie erwachsen und für gewisse Gebiete der Psychologie sehr fruchtbar, doch primär verfolgt sie nicht die Absicht, lediglich eine neue Psychologie zu schaffen, sondern Wertheimer hat es von Anfang an auf solche Logik abgesehen, ohne daß aus seinem Aufsatz (7) deutlich würde, wohin die Reise geht. Aber in Lewin hat die Gestalttheorie einen Theoretiker, der versucht, die Ansätze zu neuer Logik (Mengenlehre, Relationslehre, Logistik) für die Bewältigung der Probleme heranzuziehen und auszubauen, die für die Gestalttheorie, die Biologie und die Psychoanalyse in gleicher oder doch ähnlicher Weise bestehen. Ein Referat über diese Lewinschen Bemühungen ist hier so wenig am Platz wie eine Kritik. Bei so jungen wissenschaftlichen Bestrebungen, mit so weitgespannten prinzipiellen Zielen, können Referate keinen Nutzen haben und ist Kritik eigentlich nicht anders möglich, denn als Verwendung zu neuen Aufgaben, an denen sich teilweise Bewährungen,

teilweise, vielleicht nur vorläufige, Unzulänglichkeiten ergeben. Dies aber könnte nur geleistet werden im Zusammenhang mit einer konkreten wissenschaftstheoretischen Untersuchung über die Psychoanalyse, die außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegt; wenngleich sie ganz nahe außerhalb dieses Rahmens liegt.

## II.

Daß man es bei dem Begriff der Gestalt mit etwas Wichtigem und die Psychoanalyse Berührendem zu tun hat, spürt man trotz aller Fremdheit, die anderseits die meisten gestalttheoretischen Arbeiten dem Psychoanalytiker bieten, mit großer Intensität. Wäre der Gestaltbegriff bloß auf das Gebiet der Wahrnehmung und auf Handlungen (motorische Folgen) anwendbar, so wäre dies interessant genug. Es wird aber der Gestalttheorie, eigentlich wohl geradezu Wertheimer der Nachweis eines sehr viel größeren Gültigkeitsumfanges verdankt. Gestalt liegt überall vor, wo die Gestaltkriterien gelten. Ein gut Stück der eigentlichen Forschungsarbeit der Schule ist eben der Auffindung aller jener Gebilde gewidmet, die unter diese Kriterien fallen. Daß statische und dynamische Gestalten anerkannt werden, ist fast selbstverständlich. Die Erweiterung des Gebietes der Gestalt ist in vier Schritten darstellbar, die freilich nur ungefähr der Chronologie der Publikationen entsprechen.

1. Es gibt Phänomene des Gestalterlebnisses, die experimentell unter Bedingungen erzeugbar sind, die jede Möglichkeit nehmen, sie theoretisch durch Rückführung und Zusammensetzung aus Elementen zu erklären. Beispiel: Bewegungssehen. Die Gestalt ist primär.

2. Wenn es aber überhaupt solche Phänomene gibt, dann wird es bei allen Gestalten unnötig, durch ein System von Zusatzhypothesen die altgewohnte Elementenerklärung („Und-Verbindung") mit der Tatsache der „Gestalt" zu versöhnen. Das Fundament der Wahrnehmungspsychologie ist die Gestalt und nicht die Empfindung. Figur — Grund; Anordnung; Strukturfunktion in der Wahrnehmung; Melodie, Zeitgestalt; Bestimmtheit des einzelnen vom Wahrnehmungsfeld her. Die phänomenale Welt ist primär strukturiert.

3. Bei Anwendung objektiver Gestaltkriterien wird der Gestaltcharakter von Gebilden nachweisbar, die nicht direkt als Gestalten erlebt werden: Instinkte, Handlungen, Affekte, Charakter, Psychosen, die Entwicklung, die Relation zwischen Person und Umwelt überhaupt und das Denken lassen sich bei Anwendung der Kriterien als Gestalten erweisen.

Der 4. Schritt geht auf den Nachweis der Gestalt in der Biologie und in der Physik.

Man kann sich nicht verheimlichen, daß diese Erweiterung des Gestaltbegriffes seine schweren Nachteile hat. Gestalt droht ein sehr vages, wenig sagendes Wort zu werden. Soll dieser Mißbrauch verhindert werden, so müßte die Gestalttheorie bald ihren Fundamentalbegriff zu differenzieren beginnen, und sie müßte sich ernstlich mit dem Weltsektor auseinandersetzen, der Nicht-Gestalt ist, und der kaum kurzweg als Chaos bezeichnet werden kann, wie Koffka tut, und der vor allem keineswegs durch gelegentlichen Hinweis darauf bewältigt ist, daß es ihn nun eben auch gibt. So vage verstanden, läuft der Begriff leicht ins Leere und wird dann mit Pathos gefüllt, statt mit wissenschaftlichem Gehalt. Man muß diesen Einwänden gegenüber aber zugestehen, daß sich die Gestalttheoretiker nicht ohne Erfolg bemühen, diese Gefahren zu vermeiden. Das Wort Gestalt wird immer seltener in der Gestalttheorie und man darf darauf gespannt sein, was dieser junge Zweig der Psychologie noch an Differenzierungen des Ausgangsbegriffes bringen wird.

Wertheimer selbst ist übrigens am wenigsten frei von dieser Gefahr. Seine Tendenz, das „wirkliche, ganze Leben zu erfassen", macht schon vom Eingang her die Gestalttheorie der Psychoanalyse nicht ganz sympathisch. Es ist eine Illusion, durch Wissenschaft das „Leben zu erfassen" und liefert immer wieder die Wissenschaft dem „Leben" aus. Ist es Aufgabe der Wissenschaft, die Lebenskonflikte lösen zu helfen, so hindert diese Illusion geradezu die Erfüllung. Sie bleibt schlecht angebrachte Ekstase und Pathos. Köhler, Koffka und Lewin sind davon freier, aber nicht ganz frei. Sie haben als Kompensation sozusagen etwas von Übervorsicht, Übergenauigkeit, Übermethodologie. Dies ist ein schwer zu fassender Vorwurf, der aber als Eindruck besteht und dem Psychoanalytiker leicht Verständnis und Würdigung der Gestalttheorie erschwert.

Mit solchen Einschränkungen wird nun die Hauptsache gar nicht berührt. Reicht das Gestaltphänomen von der sinnlichen Wahrnehmung bis zu den Denkprozessen, bis zu den Affekten, so ist eine präzise Einheit in allen seelischen Bezirken erwiesen, die Scheidung zwischen niederem und höherem Seelenleben ist aufgehoben, wie ja die Gestalttheoretiker selbst zu betonen nicht müde werden. Was sie weniger interessiert — aber für uns nicht minder, sondern spezieller wichtig — ist: die Scheidung zwischen der affektiv-emotionalen Sphäre und der intellektuellen ist gleichfalls aufgehoben. Die Überzeugung, die Freud von Anfang an geleitet hat, und die durch ihn gesichert und dem Psychoanalytiker zur alltäglichen Selbstverständlichkeit wurde, daß eine enge Verwandtschaft zwischen dem affektiven und dem intellektuellen Leben besteht, findet hier eine unerwartete Bestätigung. Sie hat für uns noch den besonderen Wert, daß die Aussagen der Gestalttheorie

eine Formulierung haben, die leichtere und durchschaubarere Verifizierung erlaubt.

Der Gestaltbegriff und die Gestalttheorie erstreckt sich auf zentrale psychoanalytische Gebiete, auf ihre Affektlehre nicht minder als auf ihre Trieblehre. Gerade dies letztere wird von den Gestaltpsychologen besonders scharf bestritten. Sie bekämpfen den Begriff des Triebes gelegentlich mit sehr treffenden Argumenten. Aber sie treffen nicht den Triebbegriff Freuds mit ihrer Argumentation. Für Freud ist bekanntlich — aber den Psychologen, die über Psychoanalyse schreiben, noch längst nicht ausreichend klar — „Trieb" kein Deskriptionsbegriff, er soll kein bestimmtes Erlebnis bezeichnen, obgleich das Erlebnis „Drang" und „Befriedigung" durchaus etwas mit dem Trieb zu tun hat. Sondern „Trieb" dient der Erklärung gewisser Eigentümlichkeiten des Handelns der Menschen. Die große Gruppe der Handlungen, die nicht durch Außenreize bestimmt sind, die also nicht „feldgebunden" sind, wie Lewin sagt, deren Ablauf nicht aus der äußeren Gesamtsituation allein ableitbar ist, sollen durch den Begriff Trieb erklärt werden. Der Trieb ist in einem inneren Zustand des Organismus begründet, und zwar in einem Spannungszustand, der die Energie für eine Handlung abgibt und die Richtung der Handlungen eindeutig bestimmt. Diese müssen nämlich so ablaufen, daß bei den gegebenen physiologischen Bedingungen, bei den gegebenen Umweltsbedingungen und bei gegebenen, durch die Geschichte des Individuums entstandenen inneren Bedingungen die Spannungsgröße im ganzen herabgesetzt wird. Dieser Grundgedanke der Freudschen Trieblehre, dieser Freudsche Ansatz einer allgemeinen Theorie des „inneren und äußeren Gebarens" der Menschen, der Organismen sogar, ist mit den Köhlerschen und Lewinschen Ideen, soweit es sich um den bloßen Ansatz handelt, identisch. Köhler geht dabei von dem Nachweis physischer Gestalten aus und schlägt die Brücke von der Physik zur Biologie und Psychologie durch Überlegungen, die darauf hinauslaufen, daß das spezifisch „zweckmäßige" oder „triebgerichtete" Geschehen bei den Organismen den Abläufen von der Art entspricht, die in der Physik mit dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, dem sogenannten Entropiesatz, bewältigt werden. Solches Geschehen weist die Gestaltkriterien auf, ob es sich nun um physikalische Systeme oder um Lebewesen handle. Gerade das Spezifische des Lebens wird so mit der Physik verbunden. Sucht man nach einem einfachen, wenn auch nicht ganz zutreffenden Vergleich, so könnte man sagen: Physikalische Systeme, für die der Entropiesatz gilt, benehmen sich so, als hätten sie einen Trieb, im Ganzen ihre inneren Spannungsgrößen herabzusetzen. Eine Formulierung, die für den Psychoanalytiker geradezu tautologisch ist, denn Trieb bedeutet ja ein Bestreben, das innere Spannungsgrößen herabsetzt. Umgekehrt kann man vom

Triebgeschehen psychoanalytisch korrekt sagen, es sei ein Geschehen, das im „System Person“ innere Spannungsgrößen herabsetzt.[6] Selbst die Anknüpfung an die Physik findet sich im Ansatz gleichfalls bereits bei Freud in der Verbindung seiner Trieblehre mit dem Stabilitätsprinzip.[7] Die Verwandtschaft, ja die Identität der psychoanalytischen und der gestalttheoretischen Grundauffassung von den Lebensvorgängen und den psychischen Prozessen ist unbestreitbar; sie kann nur dem verborgen bleiben, der Freuds Triebbegriff nicht kennt oder mißversteht. In der konkreten Forschungsarbeit wird freilich von dieser Verwandtschaft wenig bemerkbar. Die Gestalttheorie will mehr sein als Psychologie oder gar als Triebpsychologie. Sie ersetzt aber bisher nicht im entferntesten die Psychoanalyse, die mindestens eine imponierend geschlossene und ins einzelne ausgebaute Triebpsychologie ist.

Die Bedeutung von Köhlers physischen Gestalten für die Philosophie wird den Psychoanalytiker nicht sehr interessieren. Erstens weil die Frage, wie physische Vorgänge mit Bewußtseinsqualitäten zusammenhängen, außer dem Denkgebiet der Psychoanalyse zu liegen scheint. Zweitens weil uns die Naturphilosophie überhaupt nicht viel anzugehen scheint. Ich möchte größere Interessiertheit der Psychoanalytiker an der Naturphilosophie nicht allgemein für nötig halten und meine doch, daß die landläufigen naturphilosophischen Gesichtspunkte, auch wenn wir ihnen keine Beachtung schenken, unbemerkt ihren Einfluß ausüben. Freud intendiert eine quantitative Fundierung der Psychoanalyse, und zwar an wichtigsten Stellen seiner Lehre, so in der Libidotheorie, so in der Lusttheorie, in den Ansätzen der Theorie vom Bewußtsein und der Aufmerksamkeit. Er pflegt zwar mit vollem Recht die konkrete Entwicklung einer Theorie der Beziehung zwischen Psychischem und Physischem zu vermeiden. Jedoch keineswegs weil er sie für unmöglich hielte, sondern weil sie ihm in der jeweils erforderlichen Konkretheit noch nicht durchführbar erscheint. Unstreitig hält er sie aber für prinzipiell möglich. Es läßt sich leicht zeigen, daß mit dem Erweis ihrer prinzipiellen Undurchführbarkeit sehr bedeutsame Stücke der Psychoanalyse überhaupt fundamentlos wären und durch andere Theorien ersetzt werden würden. Die herrschende Natur-

6) Hierüber siehe Bernfeld-Feitelberg, Energie und Trieb, Int. Psa. Verlag 1930 (Sonderausgabe einiger in der Imago XV und XVI erschienener Aufsätze). — Bei dieser ersten sich bietenden Gelegenheit sei ein sinnstörender Druckfehler korrigiert. Durch das Ausfallen einer Manuskriptzeile heißt es (S. 37, „Über psychische Energie, Libido und deren Meßbarkeit“), daß eine Verbindung von Köhlers physischen und Wertheimers psychischen Gestalten „nicht versucht oder abgelehnt“ wird. Es muß natürlich heißen, daß diese Verbindung von den Gestaltpsychologen prinzipiell gesucht, von den anderen Psychologenschulen fast ausnahmslos prinzipiell abgelehnt wird.

7) Dieser Berührungspunkt zwischen Psychoanalyse und Gestalttheorie wird von Heerberg, das Stabilitätsprinzip in der modernen Psychologie, Annalen der Philosophie VIII, 1928, hervorgehoben.

philosophie und mit ihr fast alle Psychologenschulen, auch solche, die in manchen Punkten der Psychoanalyse sehr nahe sind, lehnen nun eben dies strikte ab. Und zahlreiche Psychoanalytiker tun desgleichen. Sie werden sich darüber nicht klar, daß sie demnach konsequenterweise auch die Libido-, Lust-, Bewußtseinstheorie Freuds nicht streng durchhalten können. Alle quantitativen Ausdrücke und Theorien in der Psychologie beruhen auf der Hoffnung, daß einmal ihre Messung möglich sein wird. So insbesondere der Begriff von Libidoquanten und psychischer Energie, von Besetzungsenergie usw. Aber dies besagt, daß das Psychische oder wenigstens jener Sektor, der für die Psychoanalyse relevant ist, nicht prinzipiell anderer Art sein kann als die Natur sonst. In dieser Überzeugung treffen wir uns mit Köhler. Sein Nachweis, daß es physische Gestalten gibt, führt ihn zu der Überlegung, daß physische und psychische Prozesse in diesem Gestaltcharakter identisch sind, „innen" und „außen" einander entsprechen. Eben diese für Köhler zentral wichtige Formulierung ist uns, da die Psychoanalyse weder an den psychophysischen Parallelismus noch sonst philosophisch gebunden ist, weniger bedeutsam. Sie bringt uns aber dennoch indirekt Hilfe durch die Erschütterung mächtiger naturphilosophischer Überzeugungen, die der freien Entwicklung der Freudschen Gedanken hinderlich sind.

Die Weite des gestalttheoretischen Programms ist imponierend. Wie steht es mit seiner Erfüllung? Was leistet die Gestaltpsychologie auf jenen Gebieten, die bisher von der Psychoanalyse eifrig und erfolgreich bearbeitet wurden? Wie bewährt sich auf ihnen das Gestaltdenken konkret? Liest man die Arbeiten von Wertheimer, Köhler, Koffka, Lewin, vergegenwärtigt man sich die stattliche Reihe von Bänden der Zeitschrift „Psychologische Forschung", die die Menge überaus fleißiger, sorgfältiger Schülerarbeiten sammelt, so gewinnt man einen einheitlichen Eindruck. Es steht wirklich — so verschieden die Personen und die Stoffe sein mögen — ein Geist hinter allen, eine Richtung verbindet sie. Es ist aber sehr schwer, sich von diesem Geist Rechenschaft abzulegen. Alles ist auf das Dynamische abgestellt, und doch alles ruht unbewegt, statisch; so oft auch die Worte Geschehen und Ablauf vorkommen mögen, sie geben der Stilistik Bewegtheit, aber die Stoffe, die Resultate, die Methode, möchte ich sagen, bleiben an Situation, an Relation, an Form, Topologie haften. Alles geht auf Gesetze, und zwar auf Gestaltgesetze, Ganzgesetze, und es wogt doch die durch kein einfaches Resultat bewältigte Fülle des konkreten Details, der minutiösesten Einzelheit an Einzelheiten. Das Lebendige, das Lebensnahe, das Zentrale soll erfaßt werden, und doch handelt es sich überwiegend um Sektoren, um Bereiche, die das Laboratorium bändigen kann, und die daher den psychologischen Bereichen der offiziellen Schulen nicht sehr weit abgerückt sind. An ihnen soll zwar das

Ganze paradigmatisch erfaßt werden, oder es sollen die Grundlagen gefunden werden, nach denen es für die Forschung gedacht werden könnte. Aber bis nun bleibt das Lebendige, Zentrale doch hübsch außer der Gestalttheorie, die doch periphere Stoffe oder spitze, oft überspitzte Begriffe der Methodenlehre statt seiner behandelt. Gern zugestanden: es werden hier Werkzeuge geschliffen; aber man weiß noch gar nicht, was sie taugen werden; gewiß kann man daher auch noch nicht sagen, sie würden nichts vermögen. Auch die Psychoanalyse ist ans Studium des ganzen Lebendigen, des Zentralen gegangen. Vergleicht man die Gestalttheorie mit ihr, so formuliert sich der Eindruck, daß jene sich nicht nur statischen Problemen, de facto nicht dem Programm nach, widmet, sondern daß sie sich dem Klaren, Reinen, dem Intellektuellen und Normgemäßen widmet und alles Dunkle, Verworrene, Schmutzige, Krankhafte meidet, kurz, daß sie den Weg gemacht hat von Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" (1905) zu Wertheimers „Drei Abhandlungen zur Gestalttheorie (1925).

Das Gesetz, das die Gestaltpsychologie mit all dem sucht, hat sie noch nicht gefunden. Zwar formuliert Wertheimer (8, 9) einige der Gestaltgesetze, nach denen sich bestimmt, ob im optischen Wahrnehmungsfeld an Stelle der Undsumme eine Gestalt gegeben ist; er gibt also Eigentümlichkeiten des Gesamtfeldes an, von denen die Teile bestimmt werden: Gesetz der Nähe etwa; es darf gern geglaubt werden, daß sich diese Faktoren als für Gestalten überhaupt geltend werden nachweisen lassen. Aber von dem Ziel, zu dem das Gestaltdenken hinführen soll, sind diese Ansätze noch sehr weit entfernt. Durchaus soll mit dieser Konstatierung kein Vorwurf ausgesprochen sein. Die Gestalttheorie ist sehr jung, die Gestalttheoretiker stehen kaum am Anfang, die Aufgabe ist groß, die Arbeit mühsam, die Vergangenheit sehr hinderlich. Doch sind diese Ansätze vom Ziel so weit entfernt, daß sich noch gar nicht absehen läßt, wie sie je dahin führen sollen. Eher ließe sich noch als solches Gesetz das der Prägnanz oder des Lückenschließens ansehen, das freilich bisher nur dunkel formuliert, mehr versprochen und gefordert wurde als eigentlich gegeben. Für die phänomenalen, insbesondere optischen Gestalten, hat es nur den Gehalt eines der Faktoren, wie den der Nähe. Es läßt sich nur nicht so präzise bestimmen wie diese und weist eigentlich, so wie es bisher vorliegt, darauf hin, daß im ganzen Gestaltwesen Tendenzen herrschen nach einer gewissen Einfachheit, Geschlossenheit, Ausgeprägtheit, eben nach Prägnanz der Form — so wie ein Faden auf einem Seifenhäufchen zur „einfachsten" Form, der Kreisform, neigt. Man braucht gewissen gut bekannten physikalischen Fakten, z. B. allen jenen, die es mit Ausgleichsvorgängen zu tun haben, bloß bestimmte Formulierungen zu geben, so gewinnt man ein ungeheures Naturgebiet als Gültigkeitsbereich eines „Prägnanzgesetzes", und es

kann ferner gelingen, Abläufe vom Typus der Handlung oder des Affektes so zu beschreiben, daß sie unter der Wirkung dieses gleichen Prägnanzgesetzes stehen. Und doch sagt es nichts von dem Belang und der Dignität eines umfassenden Naturgesetzes aus, geht es wenigstens nicht über das hinaus, was einerseits in dem verallgemeinerten Begriff der Gestalt, auf dessen Fruchtbarkeit oben hingewiesen wurde, enthalten ist, oder was anderseits in den physikalischen Gesetzen mitgegeben wäre, die hier herangezogen wurden, und deren geistreiche Heranziehung in der Gestalttheorie oben schon gewürdigt wurde. Die erfährt kein neues Moment, wenn sie unter dem Namen Prägnanz oder Gestaltgesetz geschieht. Und worin sie für das Gebiet der Psychologie und Biologie, für die Erfassung von deren zentralen Problemen, dem schlichten und älteren Ansatz des Freudschen Lustprinzips überlegen sein soll, ist von einigen terminologischen Präzisierungen und physikalischen Konkretisierungen abgesehen, nicht recht verständlich. Diese übrigens sind der Gestalttheorie sehr ähnlich, auf dem Boden der Psychoanalyse selbst und ohne ihren Bereich zu überschreiten, auch vorgenommen worden. In diesem Punkt hat auch die Gestalttheorie bis nun noch nicht die Kluft überwunden, die zwischen den Wissenschaften klafft. Es ist auch ihr nicht geglückt, für das innere und äußere Gebaren der Menschen Regeln auszusprechen, die denen in Form und Bedeutung ähnlich wären, mit denen die Wissenschaft Bewegungen und Zustandsänderungen physikalischer Systeme beschreibt. Ihre Ansätze in dieser Richtung sind eigenartig, den Anschluß an Physik und Mathematik suchend, formuliert; aber die wissenschaftliche Ordnung der ungeheuren Masse höchst zentraler, höchst lebenswahrer und lebenswichtiger Fakten ist bisher bloß der Psychoanalyse geglückt; bloß von ihr gewagt.

Es läßt sich gewiß noch nicht absehen, was die Gestaltpsychologie wird, und gewiß nicht, wie groß ihr Einfluß auf die Psychologie werden mag, die ja teils von anderen Schulen in die gleiche Richtung getrieben wird, teils Anstößen nach entgegengesetzter Richtung unterworfen ist. Derzeit wird die Gestalttheorie so eifrig diskutiert und so heftig bekämpft wie bloß noch die Psychoanalyse. In diesen Kämpfen gewinnt die Psychologie derzeit auf all jenen Gebieten, die früher durch eine unüberbrückbare Kluft von der Psychoanalyse getrennt zu sein schienen, ein der Psychoanalyse interessantes, ja ein ihr verwandtes Gesicht. Gelegentlich gewinnt man den Eindruck, als wäre die Zeit bereits absehbar, in der das gesamte Gebiet der Psychologie von einer einheitlichen Wissenschaft beherrscht sein wird. Daß diese der Psychoanalyse verwandter sein wird als jene Schulpsychologie, aus der sich entwickelt zu haben sie behaupten wird, erfüllt den Psychoanalytiker mit Genugtuung. Der Gestaltpsychologe wird mit dieser „kleinen Theorie" nicht zufrieden sein. Er sieht die einheitliche Wissenschaft weiter gespannt. Seine „große Theorie"

reicht von der Physik bis zur Soziologie. Darin gewiß anspruchsvoller als Freud, der zwei Wissenschaften Raum geben will. „Streng genommen gibt es ja nur zwei Wissenschaften, Psychologie, reine und angewandte, und Naturkunde.“ (Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, S. 250.) Aber wahrscheinlich rührt diese Bescheidenheit Freuds von seiner ablehnenden Haltung gegen die Physik und gegen die auf ihrem Boden entstandene Wissenschaftstheorie her, die Freud einmal so dokumentiert: „Josef Popper kam doch von der Physik, er war ein Freund von Ernst Mach gewesen; ich wollte mir den erfreulichen Eindruck unserer Übereinstimmung über das Problem der Traumentstellung nicht stören lassen. So kam es, daß ich den Besuch bei ihm aufschob, bis es zu spät wurde.“ („Meine Berührung mit Josef Popper-Lynkeus“, Psychoanalytische Bewegung, IV, S. 118, 1932.)

## III.

Ein ins einzelne gehender Bericht über die gestalttheoretischen Arbeiten, die mit psychoanalytischen Forschungen direkt vergleichbar wären, da sie denselben Gegenstand behandeln, kann hier nicht gegeben werden. In der Masse der gestalttheoretischen Literatur machen sie freilich nicht viel aus; es sind ihrer aber doch eine ganze Anzahl, die das psychoanalytische Gebiet da und dort berühren; da sie jedoch alle, sozusagen topologisch mehrfach, zusammenhängen, läßt sich an einigen Beispielen konkret zeigen, was uns hier interessiert.

Ich wähle zunächst die Arbeit Hoppes „Erfolg und Mißerfolg“.[8] Bei den Arbeitsbedingungen in Köhlers Institut sind die Schülerarbeiten als Chefarbeiten zu werten, also darf diesfalls Hoppe für Lewin stehen. Die Fragestellung der Hoppeschen Arbeit läßt sich so formulieren: 1. Ob ich eine Handlung wiederhole oder unterlasse, ist nicht davon abhängig, ob die Handlung früher als erfolgreiche mit Lust oder als Mißerfolg mit Unlust assoziiert war. Die genauere qualitative Untersuchung von Handlungen, die bis zur Sättigung oder bis zur Befriedigung ausgeführt wurden, und das Verhalten der Versuchsperson nach Sättigung und Befriedigung bei der Neuaufnahme (Wiederaufnahme) der Handlung zeigt, daß hier so mannigfaltige komplizierte Vorgänge vorliegen, die so sehr nach Differenzierung rufen, daß die einfachen Schemata der Assoziationstheorie zur Erklärung nicht ausreichen. 2. — für uns hier wichtiger —: Ist es möglich, für die offenbar ungeheure Mannigfaltigkeit der Bedingungen, unter denen Erfolgs- und Mißerfolgserlebnisse auftauchen, ein Gesetz zu finden? Hoppe experimentiert: er läßt seine Versuchspersonen bestimmte Aufgaben lösen: Geduldspiele; Zusammensetzauf-

8) Psychologische Forschung, Bd. XIV. 1930.

gaben; Schießen durch ein Loch und nach der Scheibe; Einhängen von 16 Ringen in ein (variabel rasch) vorbeigleitendes Hakenband u. dgl. Er prüft, was nach Erfolg, was nach Mißerfolg geschieht. Er findet: nach Erfolg wird entweder die Handlung wiederholt oder abgebrochen; nach Mißerfolg desgleichen. Der Analytiker wird sich bei diesem Resultate sagen, es sei nicht verwunderlich; die Versuchsperson werde ja kaum durch den objektiven Erfolg, sondern von inneren Faktoren bestimmt werden; ob sie Interesse an der Handlung oder an dem Problem hat, wie wichtig es ihr ist, einen und gerade diesen Erfolg zu haben, Mißerfolge zu vermeiden, welche Einstellung sie zum Versuchsleiter hat usw. Da alle diese Faktoren nicht durch die Aufgabe, nicht einmal durch die gesamte Situation allein bestimmt sind, sondern durch die „innere Geschichte" der Versuchsperson, so wird sich der Psychoanalytiker um diese kümmern wollen und würde versuchen, zu einer Typik des Verhaltens gegenüber solchen Aufgaben in der Universitätslaboratoriumssituation zu gelangen und die Dynamik jedes Typs aus seiner typischen Geschichte zu erklären. Uneinreihbare individuelle Züge würden sich dann aus der individuellen Geschichte des Individuums erklären lassen. Das Programm des Gestalttheoretikers ist dagegen, den konkreten Ablauf der Handlung aus der gegebenen Gesamtsituation, ganz ohne Geschichte, zu erklären. Aber das gelingt tatsächlich nicht ohne Berücksichtigung der „inneren" Faktoren. So kommt auch Hoppe zunächst zum gleichen Ergebnis wie der Psychoanalytiker: „Das Auftreten von Erfolgs- und Mißerfolgserlebnissen ist nicht an bestimmte Leistungen gebunden; als ausschlaggebend erweist sich vielmehr das Verhältnis der Leistung zum momentanen Anspruchsniveau der Versuchsperson. Der tatsächliche Handlungseffekt besitzt dabei nur soweit als „Leistung" im prägnanten Sinn psychische Realität, als er nicht als Zufall erlebt, sondern der eigenen Person zugerechnet wird" (S. 60 f.). Zum neuen Begriff des Anspruchsniveaus, der erst ermöglicht, die Versuchsresultate in einer Art Regel auszusprechen, gelangt Hoppe zunächst durch die Einsicht, daß „die Wirkung von Erfolg und Mißerfolg auf die Wiederaufnahme" nicht ausschließlich abhängt von der „Fixation von Lust und Unlust" an eine bestimmte zu wiederholende Aktion, sondern von „der Stellung der Einzelhandlung in einem umfassenderen Handlungsverbande", „um die Beziehung eines Teilzieles zu einem umfassenderen Ziele und um die besonderen Eigentümlichkeiten solcher umfassenden Zielstrukturen" (S. 9). Oder verständlicher: „Die Versuchsperson geht ... immer mit gewissen Ansprüchen und Erwartungen an die Arbeit, die sich im Verlaufe der Handlung ändern können. Die Gesamtheit dieser mit jeder Leistung sich verschiebenden, bald unbestimmteren, bald präziseren Erwartungen, Zielsetzungen oder Ansprüche an die zukünftige eigene Leistung wollen wir das Anspruchsniveau der Person nennen" (S. 10).

Und noch konkreter: „Ein Beispiel: Bei der Handlung ‚Ringe aufhängen' hat eine Vp. gleich beim Herangehen an die Arbeit das Gefühl, vor einer zu schweren Arbeit zu stehen: ‚Das werde ich nie und nimmer vollständig schaffen!' Sie begnügt sich daher zunächst mit dem Teilziel: ‚möglichst viele Ringe aufzuhängen'. Die Höhe des Anspruchsniveaus wäre dann nicht durch eine bestimmte Anzahl der Ringe definiert, sondern ist noch relativ unbestimmt, weil die Vp. noch keine Vorstellung von ihrer Leistungsfähigkeit bei dieser Handlung hat. Sie arbeitet also zunächst ‚darauf los'. Beim ersten Mal hängt sie 4 Ringe auf. Diese Leistung hat noch nicht den Charakter eines ausgesprochenen Erfolges oder Mißerfolges, da sich die Vp. in unserem Beispiel auf keine bestimmte Leistungshöhe eingestellt hatte. Anders wird es jedoch, wenn sie zum zweitenmal an die Handlung geht. Jetzt hat sie schon eine bestimmte Vorstellung von der Schwierigkeit der Aufgabe, und da ihr Ziel von vornherein dahin ging, ‚möglichst viele Ringe aufzuhängen', so genügt es ihr nicht mehr, nur 3 Ringe aufzuhängen; ‚vier Ringe' ist das Mindestmaß dessen, was sie jetzt ‚leisten' will. Weiß sie doch, daß sie jedenfalls 4 Ringe aufhängen ‚kann'. Wenn ihr nun bei der dritten Wiederholung nur 3 Ringe glücken, so bedeutet ihr das einen Mißerfolg, sie ist ‚unwillig und verärgert'." Das Anspruchsniveau hat sich erhöht usw. . . .

Zwischen Anspruchsniveau und Erfolg — Mißerfolg besteht folgende Beziehung: „Das Anspruchsniveau ist für das Entstehen von Erfolgs- und Mißerfolgserlebnissen maßgebend; umgekehrt ergibt sich gesetzlich eine Verschiebung des Anspruchsniveaus als Wirkung von Erfolg und Mißerfolg. Es kann a) zum spontanen Wiederholen der Handlung mit erhöhtem bzw. herabgesetztem Realziel kommen. Die Verschiebung geschieht bei ‚wirklichen Erfolgen' nach oben, bei ‚echten' Mißerfolgen nach unten" (S. 61). Aber leider kann auch b) nach Erfolg wie nach Mißerfolg spontanes Abbrechen eintreten. Will man nun etwas über die Bedingungen aussagen, unter denen Abbrechen der Handlung oder ihre Wiederholung mit verschobenem Anspruchsniveau erfolgt, will man etwas über die unterschiedliche Größe der Verschiebungsschritte erfahren, so heißt es eine neue umfassendere Gesamtheit auffinden, von der nun das Anspruchsniveau bestimmt wird: „von der Einstellung und dem Charakter der einzelnen Versuchsperson" (S. 10). Hoppe spricht nun vom Ich-Niveau (Selbstbewußtsein) und findet von hier aus gewisse Verschiebungen des Anspruchsniveaus verständlich, „wenn man ... annimmt, daß eine allgemeine Tendenz besteht, das Ich-Niveau möglichst hoch zu halten" (S. 35). Da die Beziehung zum Versuchsleiter und zur gesamten Universitätslaboratoriumssituation in vielen Fällen eine Rolle spielt, weist Hoppe auf das soziale Umfeld hin, das bei eingehender Untersuchung der in seiner Arbeit offengebliebenen Fragen ein weiteres, um-

fassenderes Ganze abgeben würde, das nunmehr das Ich-Niveau bestimmen würde. „Die Tendenz zu einem möglichst hohen allgemeinen Ich-Niveau ist nun auch eine der entscheidenden dynamischen Grundlagen der Verschiebungsgesetze des Anspruchsniveaus ... sie äußert sich hier in dem Bestreben, Mißerfolge zu vermeiden, und in der Tendenz, Erfolge bei einem möglichst hohen Anspruchsniveau zu erzielen ... Diese beiden letzten Endes aus der gleichen Quelle stammenden Strebungen führen also typisch zu einer Konfliktsituation. Dieser Konflikt ist die Grundsituation, aus der sich die einzelnen Verschiebungen des Anspruchsniveaus nach Art und Richtung jeweils ergeben" (S. 36 f.). Es ergibt sich dann zusammenfassend: „Die Größe der Verschiebungsschritte und die Stärke der Neigung abzubrechen, hängen ab: a) von der Stärke des Erfolges oder Mißerfolges, b) vom vorangehenden Gesamtverlauf, c) von der besonderen Struktur der Aufgabe, d) von der individuellen Eigenheit der Person" (S. 61).

Sehr deutlich wird hier, wie das gestalttheoretische Verfahren, bemüht, alles Historische durch dynamische Gesetzes-Aussagen zu ersetzen, zu immer umfassenderen Zusammenhängen vorschreiten muß, von denen her die „Teile" bestimmt werden. Aber selbstverständlich wird dadurch die Betrachtung des Historischen nur aufgeschoben; sie wird nicht ausgeschaltet und gewiß nicht ersetzt. Der Vorteil dieser Betrachtungsweise ist, daß sie tatsächlich genaue Einblicke in die Struktur der Verläufe, der Bedingungen bestimmter Handlungsformen und Affekte gewährt. Sie ermöglicht dabei, die Struktur der „Situation" zu erkennen, nicht bloß die psychische Struktur, sondern auch die psychisch relevante Struktur der Aufgabe selbst, der „Leistung", und der Umwelt. Die Terminologie, die dabei entsteht und den Vorzug hat, präzis zu sein, und physische, psychische und geistige Strukturen einheitlich zu bezeichnen (= auf einem und demselben Strukturmodell abzubilden), verdeckt dabei die sehr große Nähe, die trotz alldem die gestalttheoretischen Aussagen zur Psychoanalyse haben. Überlegt man aber etwa, wie sich analytische Begriffe (Über-Ich, Ideal-Ich, Narzißmus usw.) zum Anspruchsniveau, Ich-Niveau verhalten, so wird man Scherer[9] beistimmen, der davon spricht, die Gestalttheorie mute wie eine „Übersetzung" aus der Psychoanalyse an. Vergleicht man dann etwa die konkreten Resultate der Experimente über das Verhalten des Anspruchsniveaus bei Kindern mit den Voraussagen, die der Analytiker mit Hilfe seiner Erfahrung und Terminologie über dieses Verhalten macht, so bewährt sich die Behauptung, jene „Übersetzung" sei geeignet, gewisse Behauptungen der Psychoanalyse „objektiv" zu verifizieren. Doch kann dies hier nicht ausgeführt werden. Hier liegt Stoff zu gemeinsamen Bemühungen von Analytikern und Gestalttheoretikern.

9) Die Lehre von der Gestalt. De Gruyter. 1931.

Wie die Arbeit von Hoppe, führen bisher alle Arbeiten, die sich mit Handlungen und Affekten befassen, keineswegs zu „Gesetzen“ von der Art und der umfassenden Geltung physikalischer Gesetze; ihre Ergebnisse können sich aber nicht einmal entfernt mit der Bedeutung messen, die den analytischen Befunden auf diesen Gebieten zukommt. Nun gewiß, wie schon so oft in diesem Referat, muß sich auch hier der Referent zur Geduld mahnen — die Forschung von Köhler und Lewin steht erst am Anfang. Aber da nun ganz gewiß das Historische in der Psychologie nicht eliminiert werden kann — wie sollen Methoden, die es prinzipiell nicht berücksichtigen wollen, die jedenfalls mit ihm schlechterdings nichts anzufangen wissen, die Psychoanalyse ersetzen, die gerade dieses Problem tüchtig in Angriff genommen hat und, man darf wohl sagen, meistert?

Wie wenig die Gestalttheorie ihr Programm an das „wirkliche“ Leben, an das Zentrale heranzukommen bisher erfüllen konnte, wird daran deutlich, daß die Lewinschen Untersuchungen, die sozusagen die lebensnächsten sind, vorläufig erst bei Erfolg und Mißerfolg oder bei ersten Ansätzen, Affekte, z. B. den Ärger, zu erfassen stehen; Versuche, die übrigens eingestandenermaßen schon im Ansatz mißglückt oder wenigstens noch nicht geglückt sind. Von Sexualität, auch nur von Liebe, Haß und Hunger, vom künstlerischen und religiösen Genießen und Produzieren, von Kindheit und Pubertät, von Traum, Neurose und Psychose, von Charakter und Erziehung weiß die Gestalttheorie — bis jetzt — überhaupt nichts oder nichts Bedeutsames zu sagen. Es fehlt nicht an gelegentlichen Bemerkungen über dies und jenes aus diesen Bereichen, die die Psychoanalyse entdeckt oder so reichlich ausgebaut und der Psychologie als Forschungsgegenstände aufgezwungen hat; diese mögen geistreicher oder flacher sein, man fühlt bei ihnen nicht, wie bei der Sinnespsychologie der Gestalttheoretiker Angesprochensein, Stoff zum Nachdenken und Anreiz, sich auseinanderzusetzen; man hat nicht den Eindruck, hier sei Neues, dessen Entwicklung man erwartet; und man gewinnt ganz gewiß nicht die Überzeugung, daß hier Bleibendes gesagt wird. Hören wir etwa grundsätzliche Andeutungen Wertheimers (12). Die Gestalttheorie sei „prinzipiell wichtig beim Erfassen des Menschen selbst, . . . ‚Stückhaft‘, ‚dieselbe‘ Handlung, ‚dieselbe‘ Eigenschaft ist bei verschiedenen Menschen oft etwas sehr Verschiedenes; mit dieser sehr alten Erkenntnis . . . soll wissenschaftlich Ernst gemacht werden. Viele Irrtümer in der Beurteilung eines Charakters, in der pädagogischen Behandlung, beruhen darauf, daß man Handlungen, Eigenschaften des Menschen stückhaft sieht (stückhaft abstrahiert, klassenmäßig gleichsetzt), stückhaft zu begründen sucht, anstatt sie lebendig in ihrer charakteristischen Rolle, in ihrer Funktion, in ihrer Bedingtheit innerhalb ihres Ganzen, als Teilgehalt in ihrem Ganzen zu er-

fassen. Rein wissenschaftlich liegt es so, daß neben sehr ausgebildeten stückhaft-statistischen Methoden die Erfassung dieser Teilgehalte als solcher und die Erfassung zugrunde liegender Ganzgesetzlichkeiten erst noch ganz in den Anfängen steckt". Fragt man sich da nicht: ist denn nicht dieses Erfassen der Funktion im Ganzen gerade Freuds Methode und Leistung? Wird hier irgend etwas gesagt, das über die Psychoanalyse hinausginge, ihr gegenüber neu wäre? Noch ganz in den Anfängen steckt also doch wohl bloß die Übersetzung der Psychoanalyse ins Gestalttheoretische, Eidetische, Personalistische usw., und nicht die wissenschaftliche Forschung selbst.

Nun, die spezielle Anwendung, die Wertheimer von diesen Prinzipien gibt: „Ein bestimmter kindlicher Psychopathentyp zeigt folgende Eigenschaften: Brutale Rücksichtslosigkeit, Egoismus, Gerichtetheit vorwiegend auf Befriedigung elementarer Bedürfnisse... Man sieht solches vielfach als einen charakteristischen Typus an, der von Geburt an zu einem asozialen prädestiniert ist ... Stückhafte Betrachtung ... Betrachtung im Gestaltcharakter ... : jene Eigenschaften sind in der stückhaften Konstatierung gar nicht wesentlich gepackt, in Wirklichkeit hat man es da oft mit Kindern besonders gesteigerter Empfindlichkeit zu tun und jene Unempfindlichkeit ist ein sich wehren, sich abschließen, sich mit einem biologischen Schutzpanzer umgeben haben..." Was wäre hier neu und interessant? Es ist schwächlichste Psychoanalyse, nämlich fast Adlersche Psychologie, in deren unmittelbare Nähe hier Wertheimer gerät. Oder zur Pädagogik: „Eine Gymnasialschülerin, außerordentlich befähigt, fleißig, tüchtig, hatte rätselhafterweise größte Schwierigkeit beim Übersetzen aus lateinischen Texten; dabei beherrschte sie Vokabeln, grammatikalische Regeln usw. ausgezeichnet... Etliches Experimentieren mit ihr zeigt: Die Arme war infolge entsprechender Schuldressur extrem darauf eingestellt, sukzessive jedes Wort, eines nach dem andern herzunehmen, an ihm Wortbedeutung, Kasus usw. zu bestimmen, von da aus die Relation zu anderen Worten zu konstatieren und so fort; und dachte nicht daran (ja es fehlte ihr die Freiheit dazu), vor allem den ganzen Satz zu überblicken und von da aus das einzelne als Teil zu sehen. (Ja, zunächst schien ihr ein solches Verfahren unwissenschaftlich, ungenau, sie wolle ja nicht ‚raten'.) Als es ihr dann gelang, von der stückhaften Einstellung loszukommen und sie die Teile als Teilgehalte ihres Ganzen sah, behob sich das Versagen." Hier verebbt das radikale Umdenken der Gestalttheorie. Diese Probe aus der Arbeit des maßgebenden Autors belege die Behauptung, daß die Gestalttheorie auf den Gebieten, von denen ich oben sprach, und auf denen sie heute so wenig schreibt, auch kaum etwas zu sagen hat.

An einem Versuch Psychosenprobleme zu lösen, läßt sich vielleicht präziser angeben, worin dies Versagen der Gestalttheorie begründet ist.

Schultes Aufsatz „Versuch einer Theorie der paranoiden Eigenbeziehung und Wahnbildung"[10] ist zwar schon alt, 1922 geschrieben, 1924 erschienen, und vielleicht wissen die Gestalttheoretiker heute Fundierteres zu sagen, aber es steht der — damaligen — Auffassung Wertheimers nahe und ist auch heute noch von paradigmatischem Wert. Die Theorie, die Schulte ansetzt, lautet: „Eine bestimmte Situation intendiert ein bestimmtes ‚Wir'. Der Mensch ist, in bestimmten Situationen, typisch nicht als ein Ich da, sondern als charakteristischer Teil eines Wir, als ‚Wir-Teil'. Solche Forderung ist nicht für alle Menschen gleich wirksam. Es kann dazu kommen, daß ein Mensch, der sich in einer Situation befindet, die ein Wir erfordert, aus irgend einem Grunde doch nicht recht als Wir-Teil da sein kann . . . Ein Wir-Krüppel. Er intendiert aufs stärkste Wir-Teil zu sein, ohne daß er tatsächlich als Wir-Teil lebt . . . Ein Zustand dauernder Wir-Krüppelhaftigkeit, . . . ist (bestimmten) Menschen nicht lebbar. Weil jener Zustand nicht lebbar ist, setzt folgender Vorgang ein: a) In den Vordergrund tritt die Klufttatsache. b) Dadurch: ich bin nicht mehr mit den andern in einem Gemeinsamen, sondern es besteht für mich jetzt ein Zwischen-den-andern, ein Neben-den-andern. c) In dem so Isolierten entsteht nun ein echtes Ich-gegenüber-den-andern. d) Trotzdem die Wirhaftigkeit intendiert; es setzen Operationen ein, dieses Unlebbare in ein Lebbares zu verwandeln, irgendwie. Folgende Reaktionen sind möglich: 1. sich zu starkem Ich zu konsolidieren, 2. Flucht, 3. Surrogat: bloße subjektive Umbildung mit Umdeutung; zu diesen gehört ein Wahnsystem." Schulte setzt sich auch nebenbei mit Freud auseinander: es gäbe „Beobachtungen (!) Freuds", die mit seiner Theorie „einiges Gemeinsame zu haben scheinen". Hauptunterschied zu Freud sei: „daß er den ganzen Prozeß individualpsychologisch begründe, in blindmechanische Auswirkung eines Triebes setze, in Mechanismen des individuellen Unbewußten. „Es handelt sich nach unserer Theorie nicht um solche stückhaft-mechanischen Folgen eines Liebestriebes eines Individuums, nicht um ein nach außen, in andere hineinprojizieren des eigenen Unbewußten, sondern um die Wir-Tatsache und gewissermaßen um die Entstehung des Individuums im Rahmen dieses Prozesses."

Es ist wohl sinnvoll, den Menschen und seine Erkrankung als Teil seiner Umwelt, des Wir, zu sehen und sehr einleuchtend, daß der Gestalttheoretiker diesen Gesichtspunkt besonders pflegt. Ihn allzusehr zu betonen und gar als neue Theorie auf ihn stolz zu sein, sollte der ernste Wissenschafter unterlassen; es sollte ihn die Tatsache warnen, daß er, nur mit etwas gespreizterer Terminologie, einfach Alfred Adlers Sezession aus der Psychoanalyse wiederholt. Fehlt übrigens dieser Gesichtspunkt der Psychoanalyse wirklich

10) Psychologische Forschung, 1924.

völlig? Erklärt sie denn das paranoide Wahnsystem als „stückhaft-mechanische Wirkung eines Liebestriebes"? Hat sie tatsächlich nur das Individuum vor Augen? Das Kind sieht die Psychoanalyse ganz gewiß, und zwar seit je „als Teil eines Wir-Ganzen", nämlich der Familie. Verdrängung, Identifizierung, Über-Ich-Entwicklung, Differenzierung von Realität und Phantasie, die Angstbewältigungsformen des Kindes, all das sind Prozesse, die für die Psychoanalyse unbestreitbar vom Wir bestimmt werden. Je jünger das Kind, um so mehr wird sein Erleben und Gebaren von der Psychoanalyse in gestalttheoretischer, ja topologischer Weise durch die gegenwärtige Gesamtsituation erklärt. Je älter es aber wird, um so mehr wird sein Verhalten durch die Nachwirkungen seiner Vergangenheit bestimmt. Es wird somit ein jeweils verschieden großer, aber mit dem Alter wachsender Sektor seines Verhaltens aus der gegenwärtigen Gesamtsituation allein nicht mehr erklärbar. Natürlich sind die in der gegenwärtigen Situation nachwirkenden Niederschläge der Vergangenheit auch „gegenwärtig", nämlich als auch gegenwärtig wirkende, sie sind aber nicht einfach wie die gegenwärtigen sonst beobachtbar. Sie bleiben ohne genaue Kenntnis der Vergangenheit unverständlich. Es kann keine Rede davon sein, daß die Psychoanalyse das Individuum prinzipiell isoliere, wenngleich sie für manche ihrer Forschungsaufgaben eine Weile lang vom Wir abstrahieren muß. Das Wir — weder das von Adler, noch das von Schulte — ist keineswegs ein radikal neuer Theorie-Ansatz, sondern ist gerade von Freud eingeführt und festgehalten worden. Schulte fixiert diesen einen Freudschen Gesichtspunkt und pflegt ihn unter Vernachlässigung aller anderen. Er muß dabei auf die Erklärung aller Einzelheiten seiner Fälle, der konkreten Wahnbildungen, verzichten. Dem Gestalttheoretiker erscheint dies vielleicht nicht als Nachteil, er sucht ja das dynamische Gesetz der paranoiden Wahnbildung, in dem die Einzelheiten, die den Analytiker so sehr interessieren, vielleicht, wie Lewin und Köhler sagen, als „historisch-geographische Zufälligkeiten" herausfallen. Es sei hier nicht geprüft, ob Schulte ein Gesetz der Wahnbildung gefunden hat, ob ein solches nicht vielmehr sehr leicht aus jenen Freudschen „Beobachtungen" formulierbar wäre. Das Schultesche Verfahren hat einen großen Vorteil vor der Psychoanalyse voraus. Man muß vom konkreten Fall sehr wenig wissen, um es anzuwenden. Das manifeste Wahngebilde, einige Daten über die Umwelt und auch (eben doch: auch) einige wenige Daten aus der Lebensgeschichte des Patienten reichen hin. Dieser Vorteil wird teuer bezahlt; es fehlt das Motiv, mehr über den Kranken zu erfahren. Kennt man aber zufällig soviel Fakten (nicht „Deutungen") aus dem äußeren und inneren Leben des Kranken, wie der Psychoanalytiker oft bereits nach einigen Sitzungen, so wird der Theorieansatz von Schulte ganz unzulänglich. Es geht hier wie in der Geschichts-

wissenschaft. Wer etwa mit einem Minimum von Kenntnissen (sagen wir z. B. mit dem, was ein durchschnittlich Gebildeter nun so weiß) unternimmt, eine literarische Erscheinung oder einen sozialen Einzelprozeß oder eine bestimmte Modewandlung zu erklären, kann leicht eine Theorie aufstellen, die seinen Gegenstand als Teil des Kulturganzen bestimmt zeigt und also erklärt. Vermehrt man dies Minimum an Kenntnissen, sammelt man mehr Material aus der Gegenwart, dringt man tiefer in die Vergangenheit, so wird die Theorie immer unzulänglicher. Eine neue, ausreichende aufzustellen wird immer schwerer, je mehr Kenntnisse gewonnen sind. Aber merkwürdig, es gibt da eine methodologisch sehr wichtige Umschlagstelle; wachsen die Kenntnisse immer weiter, so glückt plötzlich wieder eine oft erstaunlich einfache Theorie. Und noch merkwürdiger, gelegentlich ist es ein einziges unbekanntes Dokument (das etwa verloren oder in einem Geheimarchiv verborgen war), das jenen Umschlag vom Wissenschaos zur klaren Theorie ermöglicht. Und auf solche Dokumente (z. B. verdrängte Erinnerungen) ist die psychoanalytische Forschung aus. Jede Theorie bleibt prinzipiell unzulänglich, die nicht auch über der Fakten-Masse und Fakten-Qualität aufgebaut ist, die der Psychoanalytiker besitzt. Die Gestalttheoretiker lieben die Geschichte nicht und sie dürfen ihre Antipathie mit wohlerwogenen methodologischen Gründen belegen (es ist ein Kreuz mit der historischen Methode; ich gestehe es bekümmert) — aber es bleibt höchst sonderbar: wenn wir die Geschichte, z. B. eines Wahngebildes, kennengelernt haben, so haben wir doch das Erlebnis, Neues, Wichtigstes erfahren zu haben, nun erst eigentlich etwas zu wissen. Daran ändert nichts, daß noch kein Wissenschaftstheoretiker klarzustellen vermochte, warum wir uns dieses Erlebnisses freuen dürfen, warum und wann wir uns dabei einer Erkenntnis versichert halten dürfen. Das Buch über die Glaubwürdigkeit der Geschichtswissenschaften ist noch nicht geschrieben. Der Psychoanalytiker glaubt an sie nicht minder wie der Physiker vor Kants Vernunftkritik, obzwar auch der Physiker eigentlich vorher der Naturwissenschaft nicht glauben durfte. Freilich, die Physiker waren immer von zwei Kriterien geleitet: sie konnten Voraussagen machen und hatten das Erlebnis der Änderbarkeit der Welt durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse. Liegt nicht in der Psychoanalyse ein Zweig der Geschichtswissenschaften vor, der gleichfalls Voraussagen ermöglicht und ein Stück Natur zu ändern vermag? Doch dies gehört eben in jenes geforderte Buch und hat keinen Raum in einem Bericht über die Gestalttheorie.

Die Verwandtschaft der Gestalttheorie mit der Psychoanalyse ist überall, wo sie Gegenstände behandelt, die Forschungsobjekte der Psychoanalyse sind, unverkennbar. Es ist, als stammte dieser Teil der gestalttheoretischen Forschung direkt aus der Psychoanalyse, die hier mit beträchtlichen Auslassun-

gen, unter Umbenennungen, bei Isolierung und in konsequent einseitiger Entwicklung einiger ihrer Gesichtspunkte unter dem Primat einiger der Psychoanalyse fremder Denkmittel sich entwickelt. Dies zeige ein Referat über Lewin (36). Es handelt sich aber nicht um eine persönliche Eigentümlichkeit dieses Autors, sondern liegt in der Sache, die er behandelt. Lewin studiert die Handlungen der Menschen, ihr Affektleben; er kam von der Wissenschaftstheorie zur Gestalttheorie; er ist bemüht, vorsichtigst von deren Grundsätzen aus seinen Gegenstand zu bewältigen, besorgt, keine assoziationstheoretischen Hypothesen, aber auch keine Voraussetzungen der übrigen Psychologenschulen zuzulassen und landet bei gewiß umdefinierten, aber eben doch Freudschen Grundbegriffen.

Lewins Buch „Vorsatz, Wille und Bedürfnis" (36), das zugleich eine programmatische Schrift ist „Über die psychischen Kräfte und Energien und die Struktur der Seele", fördert die übliche Willens- und Affekttheorie sehr beträchtlich, indem Lewin die Probleme im Sinne der Psychoanalyse verschiebt und mit Begriffen zu lösen versucht, die mehr als oberflächliche Beziehung zu Freud haben. Von der bewußten Vornahme, dem bewußten Willensentschluß lenkt Lewin die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf das Bedürfnis, die Bedürfnisspannung. Eine Vornahme wird überhaupt nur wirksam und so weit wirksam, als sie ein Quasibedürfnis schafft. Sie kann daher, in unserer Sprache, auch unbewußt sein, denn nicht die Bewußtheit, sondern die Bedürfnisspannung ist entscheidend, die selbst unbewußt bleiben kann. Von der Frage „bewußt oder unbewußt" handelt Lewin nicht, er setzt aber jenen über die bewußten Phänomene hinausgreifenden Begriff des Psychischen seinem Denken zugrunde (wie ja die Gestalttheorie überhaupt), den Freud von Anfang an vertreten hat. Die willentliche Handlung, die Vornahmehandlung wird Lewin zu einem bestimmten, sehr speziellen Typ der Handlung überhaupt, zu den „beherrschten" Handlungen, denen etwa die triebhaften Handlungen gegenüberstehen. Indem er experimentelle Wege sucht (und, wie ich glaube, findet) die Handlungen zu studieren, eröffnet er die Möglichkeiten einer experimentellen Triebpsychologie. Lewins Voraussetzung, daß es strenge Gesetze im Psychischen gäbe (S. 9), entspricht der Freudschen Überzeugung von der restlosen Determiniertheit des Psychischen. Lewin anerkennt keine prinzipielle Grenze zwischen „normalem" und „abnormalem Seelenleben" (S. 10). Er spricht von verschieden tiefen Schichten des Seelischen (S. 11), und meint damit wie die Psychoanalyse „Schichten verschiedener funktioneller Bedeutung" (S. 37). Jede einzelne Handlung erscheint ihm eingebettet in ein „weites, psychisches Umfeld", steht im „Zusammenhang mit bestimmten seelischen Energiequellen und bestimmten Spannungen" (S. 15). Sehr selbstverständlich klingt dem Psychoanalytiker

Lewins Kritik an den in der Psychologie fast ausschließlich gebrauchten Leistungsbegriffen (S. 17) und seine Diskussion der Phäno- und Genotypen, ferner der in der Psychologie nötigen, aber wenig durchgeführten konditionell-genetischen Begriffsbildung.

„Man darf nicht erwarten, daß phänotypisch gleichartige Gebilde, Prozesse auch kausal-dynamisch, d. h. ihren Ursachen und Wirkungen nach gleichwertig sind. Vielmehr hat die Physik und neuerdings die Biologie gezeigt, daß phänotypische Gleichartigkeit mit kausaldynamischer Ungleichwertigkeit und anderseits starke phänotypische Verschiedenartigkeit mit enger Verwandtschaft in kausaldynamischer Hinsicht Hand in Hand gehen können" (S. 18). „So können intensive Vornahmeakte kausaldynamisch ein geringeres Gewicht haben als erlebensmäßig schwache Vorsätze oder gar Erlebnisse, die phänomenologisch eher als ‚bloße Gedanken' anzusprechen sind denn als Vornahmeakte . . ."

Ein Affekt kann eine heftige äußere Aktion veranlassen und auch innerlich kann sich die betreffende Person sehr aufgeregt vorkommen und doch kann es sich um einen sehr oberflächlichen und energiearmen Affekt handeln. Dagegen kann man äußerlich und auch innerlich relativ ruhig sein, während die dahinterliegenden affektiven Spannungen ungleich tiefgehender und stärker sind. Ebenso können Verhaltungsweisen, die sich für die Beobachtung (Fremdbeobachtung) phänomenologisch als sehr verwandt geben, z. B. beide Male als die gleiche ruhige zweckvolle Aktion erscheinen, dynamisch außerordentlich Verschiedenes bedeuten" (S. 20). Ich brauche nicht darzulegen, wie sehr Eigenart, Bedeutung der Psychoanalyse, Grundlage ihrer Methode und Quelle ungezählter Mißverständnisse in der Einführung dieser Gesichtspunkte in die Psychologie liegen.

Nicht assoziative Koppelungen sollen als Ursache psychischen Geschehens gelten, „vielmehr sind allemal gewisse seelische Energien, die in der Regel auf einen Willens- oder Bedürfnisdruck zurückgehen, also gespannte seelische Systeme die notwendige Voraussetzung dafür, ob überhaupt das psychische Geschehen, auf welchem Wege immer, abläuft" (S. 22). „Denn Bindungen sind nie ‚Ursachen' von Geschehnissen, wo und in welcher Form auch immer sie bestehen; sondern damit das miteinander Verbundene sich bewege (das gilt selbst für rein maschinelle Systeme), damit also ein Prozeß stattfinde, muß arbeitsfähige Energie freigesetzt werden. Man wird also bei jedem seelischen Geschehen zu fragen haben, wo die verursachenden Energien herstammen" (S. 23). „Wenn hier der Energiebegriff und weiterhin der Begriff der Kraft, der Spannung, des Systems und ähnliche Begriffe verwandt werden, so kann dabei die Frage ganz offen gelassen werden, ob man dabei letzten Endes auf

physikalische Kräfte und Energien zurückgehen soll oder nicht. Jedenfalls sind diese Begriffe meines Erachtens allgemein logische Grundbegriffe aller Dynamik" (S. 24). Die Bedürfnisse bilden die Energiereservoire des psychischen Geschehens. Von dieser mit der Psychoanalyse identischen Auffassung aus ergibt sich Lewin natürlich auch eine der psychoanalytischen ähnliche Auffassung der Beziehung der Wahrnehmung zur Handlung. „Die Wahrnehmung eines Gebildes oder Ereignisses kann also 1. das Entstehen eines bestimmten gespannten seelischen Systems veranlassen, das vorher zumindest in dieser Form nicht bestanden hat: Ein solches Erlebnis veranlaßt etwa unmittelbar eine Vornahme, oder ein Verlangen wird geweckt, das bis dahin noch nicht vorhanden war. 2. Ein an sich bereits bestehender Spannungszustand, der etwa auf eine Vornahme, ein Bedürfnis oder eine halb erledigte Handlung zurückgeht, spricht auf einen bestimmten Gegenstand oder Ereignis, das z. B. wie eine Lockung erlebt wird, an, derart, daß gerade dieses gespannte System nunmehr die Herrschaft über die Motorik erhält. Von solchen Gegenständen wollen wir sagen, sie besäßen einen „Aufforderungscharakter". 3. Derartige Aufforderungscharaktere wirken zugleich (ebenso wie gewisse andere Erlebnisse) als Feldkräfte in dem Sinne, daß sie die psychischen Prozesse, vor allem die Motorik, im Sinne einer Steuerung beeinflussen. 4. Gewisse, zum Teil durch Aufforderungscharaktere veranlaßte Hantierungen führen zu Sättigungsvorgängen, respektive zu Erledigungen von Vornahmen und damit zum Ausgleich der Spannungen des zugrunde liegenden Systems auf einem Gleichgewichtszustand niederen Spannungsniveaus (S. 27 f.). Das konkrete seelische Geschehen wird durch die gespannten seelischen Systeme bestimmt (S. 34 f., S. 48 f.). Da diese gespannten Systeme von verschiedener Festigkeit und Abgeschlossenheit sind und miteinander verschieden leicht in Kommunikation stehen, gelangt Lewin auf seine Weise zur Lehre von der Verdrängung (S. 31 und S. 81). „Bei der Vp., der die Aufgabe besonders unangenehm ist und die später bei der Ausführung dennoch einen besonders sachlichen und gradlinigen Eindruck macht, haben sich die Spannungen des erzeugten Quasibedürfnisses mit dem Akt des Entschlusses ungleich stärker von dem sonstigen Ich abgesondert als bei den anderen Vp. Die Grenzschicht, die damit zwischen dieses Quasibedürfnis und die übrigen psychischen Komplexe gelegt ist, wirkt nach beiden Seiten. Sie macht die Ausführungshandlung unabhängiger von den übrigen psychischen Spannungen, aber sie scheint auch zugleich dem übrigen Individuum stärkeren Schutz gegen die Unannehmlichkeit jenes besonderen Prozesses zu bieten" (S. 81). Sie führt Lewin auch nahe an das Verständnis der Fehlhandlungen im Sinne Freuds heran (S. 57).

Zum Thema „Ich": „Die Frage der Einheit des Bewußtseins ist nicht identisch mit der Frage nach Einheit des Gesamtbereiches des psychischen Ge-

bildes und Prozesses, der gespannten und ungespannten seelischen Systeme, deren Totalität man als Seele bezeichnen kann. Es ist ferner zumindest fraglich, ob nicht das, was man als Ich, als Selbst bezeichnen kann und dessen Einheitlichkeit für viele Probleme wichtig ist, nur einen Komplex, respektive ein funktionelles Teilgebiet innerhalb dieser seelischen Totalität darstellt" (S. 32). „Wie hoch immer man den Grad der Einheitlichkeit in einer seelischen Totalität ansetzen mag: eine entscheidende Voraussetzung für eine eindringendere psychologische Forschung bleibt die Einsicht, daß innerhalb der Seele Bereiche von außerordentlich verschieden engem Zusammenhang bestehen. Nicht ein einziges einheitliches System, sondern eine große Anzahl solcher ‚starken Gestalten' sind vorhanden, die zum Teil in Kommunikation miteinander stehen, also Bestandteile einer umfassenderen ‚schwachen Gestalt' bilden" (S. 33). Das Ich ist nicht dem Inbegriff des seelischen Ganzen gleichzusetzen (S. 36). Hier ist die Übereinstimmung mit der Psychoanalyse prinzipiell.

Das Problem des Ersatzes, der Ersatzhandlung beschäftigt Lewin schon in dieser Schrift. Ein großer Teil seiner und seiner Schüler späteren Arbeiten kehrt immer wieder zu ihm zurück oder bereitet seine Behandlung vor. Hier zeigen einige, freilich nicht ausreichende, Bemerkungen, daß Lewin selbst bemerkt, wie nahe er den wichtigen Fragen kommt, die die Psychoanalyse aufwirft. „Der Zusammenhang mit dem sehr mißverständlichen Begriff des Symbols in der Freudschen Schule ist deutlich ... hier wäre der Begriff der Sublimierung zu erörtern" (S. 74). Schließlich betont Lewin, daß die Bedürfnisse und Aufforderungscharaktere mit Trieben in Zusammenhang stehen (S. 59 und S. 65), und kennt, natürlich ohne gerade dies weiter verfolgen zu können, die Bedeutung des „geschichtlichen Moments".

Diese Auslese aus jenen Stellen, bei deren Lektüre der Psychoanalytiker sich angesprochen fühlt oder spürt, daß es sich um Begriffe, Ergebnisse, Probleme und Denkweisen handelt, die ihm wohlgewohnt sind — wobei jene Stellen noch gar nicht berücksichtigt wurden, bei denen erst nähere Überlegung oder Entkleidung von der gestalttheoretischen Terminologie nötig wäre — gibt zugleich Einblick in den ganzen Gedankengang des Buches, berührt fast alle wichtigeren Fragen, die Lewin behandelt, und erfaßt sogar einen wesentlichen Teil der Resultate der Lewinschen Forschungen. Nichts zeigt deutlicher, wie nahe sich Gestalttheorie und Psychoanalyse hier berühren. Es liegt mir ferne, die sehr bedeutsamen Unterschiede zu verwischen, die zwischen beiden Psychologien bestehen; ich habe sie in diesem Bericht schon öfter erwähnt. Sie klar herauszuarbeiten und fruchtbar zu diskutieren, scheint mir aber im Rahmen dieses Berichtes kaum möglich und ist vielleicht im Augenblick auch nicht so dringlich wie unterstrichen zu betonen, daß da auch eine

Verwandtschaft besteht, wo auf beiden Seiten Mißverständnisse, Unkenntnis und die eigenartigen Terminologien nur wesentliche Differenzen vorfinden wollen.

## IV.

Die Gestalttheoretiker kümmern sich um diese Verwandtschaft sehr wenig. Sie kennen natürlich die Psychoanalyse, sie nehmen zu ihr aber entweder gar keine Stellung, wie Wertheimer, oder in gelegentlichen Nebenbemerkungen, die nicht immer Sachkenntnis verraten und meistens nicht tieferem Eindringen oder Nachdenken entsprungen sein können. Es fehlen aber völlig die deplacierten Verdächtigungen und die Affektausbrüche, die in Schriften mancher Psychologen die Annäherung an Freud schon von weitem verraten. Lewin kommt immer wieder einmal auf Freud zurück, ohne den Ansatz einer wirklichen Auseinandersetzung zu wagen, und ohne Rechenschaft darüber abzulegen, wieweit er von der Psychoanalyse bestimmt, angeregt und beeinflußt ist. (Ich beziehe mich hier ausschließlich auf die Publikationen; in Vorlesungen, so hört man, äußern sich Wertheimer und Köhler ungenierter und dann unoriginell wie jeder Beliebige.)

Die Psychoanalyse hat sich mit der Gestalttheorie nicht gründlich auseinandergesetzt. Sie hat sie freilich auch nicht übersehen. Über die „Neue Berliner psychologische Schule und die Psychoanalyse" referierte Hermann auf dem Berliner Kongreß 1922 (Kongr. Ber., Int. Zschr. f. Psa., VIII, 1922, S. 481) und wies ferner im psychologischen Heft der „Imago", (XI, 1925, „Fortschritte der Normalpsychologie", S. 173 ff.) in knapper, aber das für die Psychoanalyse Wesentliche formulierender Darstellung auf die Gestalttheorie hin. Ich nehme in der „Psychologie des Säuglings" (1925) ausführlich auf Koffka Bezug; Hartmann auf Lewin.[11] Hermann und Gerö haben die Arbeiten von Wertheimer und Lewin in der „Imago" z. T. sehr ausführlich rezensiert. Die Psychoanalytiker mögen freilich aus diesen Referaten und Hinweisen wenig Anregung bekommen; die Gestalttheoretiker von ihnen wohl kaum Kenntnis genommen haben. Diese werden jedenfalls ihren Wunsch nicht erfüllt gesehen haben, daß die Gestalttheorie als radikal neue, das ganze psychologische Denken umwälzende Entdeckung oder Erfindung anerkannt wird. Im Gegenteil betont Hermann, daß die Gestalttheorie der Psychoanalyse gegenüber keineswegs so völlig neu ist, wie sie, besonders in früheren Jahren, zu sein glaubte. Wie wenig die Gestalttheorie in ihren Grundgesichtspunkten einzigartig und neu ist, wird das vorliegende Referat gezeigt haben. Sie hat gewiß auf den Gebieten, die früher von der Schul-

11) Z. B. Hartmann, Über genetische Charakterologie, insbesondere über psychoanalytische. Jahrb. f. Charakterologie. VI. 1929.

psychologie beherrscht wurden, neuartig und umwälzend gewirkt — es wird in der letzten Zeit allerdings auch von den Gestalttheoretikern anerkannt, daß ihre umwälzenden Bemühungen Vorläufer und Mitkämpfer hatten. Da sie aber auf den Gebieten, die Freud den Wissenschaften erschlossen hat, nichts Wesentliches gewirkt hat (wie wohl auch dies Referat erwiesen haben mag), so schätzt der Psychoanalytiker von seinem Hause aus die Leistung der Gestalttheorie leicht so ein, als hätte sie die Rolle seines Exekutors in den Nachbarhäusern übernommen und erfüllt, ohne ihren Auftraggeber zu nennen und zu kennen. Und doch wird dies dem Sachverhalt nicht gerecht. Bei aller Verwandtschaft bestehen doch entscheidende Gegensätze, gerade in ihnen liegt das Neue an der Gestalttheorie, natürlich auch dieses nicht ohne Vorläufer und Mitstreiter.

Grob gedeutet erscheint die Verwandtschaft als Abstammungsverhältnis. Es handelt sich hier gar nicht um Prioritäten; aber es muß darauf hingewiesen werden, daß überall dort, wo fruchtbare Gedanken in der Psychologie unseres Jahrhunderts auftauchen, die Psychoanalyse bei ihrer Entstehung, Prägung und Ausbreitung irgend einen, freilich heute noch schwer bestimmbaren, Einfluß geübt hat. Die entscheidenden Jahre, in denen Wertheimer die Gestalttheorie aufging, und in denen er sie entwickelte, sind 1907—1911. Es kann gar kein Zweifel sein, daß er in dieser Zeit die Psychoanalyse kannte. Wertheimer kommt aus Prag. Hier hat Ehrenfels schon vor 1903 für die Psychoanalyse Stellung genommen und mit Freud in Verbindung gestanden. Es ist derselbe Ehrenfels, von dem Wort und Begriff „Gestaltqualität" stammen. Wertheimers früheste tatbestandsdiagnostische Arbeiten erschienen im Großschen Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik, 1904, das von Anfang an den Freudschen Schriften interessierte, ja wohlwollende Referate widmete. Der Sohn des Herausgebers gehört zu den frühesten Mitgliedern der psychoanalytischen Vereinigung. Im Jahre 1905/06 fiel ein kleines Geplänkel zwischen Wertheimer und C. G. Jung vor: Auf einen Prioritätanspruch, den Jung für die Verwendung des Assoziationsexperimentes in der Tatbestandsdiagnostik erhob, entgegnet Wertheimer, daß er für die Publikation einen Vorsprung von mindestens einer Woche habe, der Beginn seiner Arbeiten aber Jahre zurückliege. „Was die umfangreichen und gründlichen eigenen Arbeiten Jungs betrifft, führen sie, soweit sie unsere Arbeiten auf tatbestandsdiagnostischem Gebiet berühren, zu manchen analogen Feststellungen, was im Interesse der Sache sehr erfreulich ist" (3, 1906).

1906 zitiert Freud in einem vielbeachteten Vortrag (erschienen in Groß' Archiv, 1906, Ges. Schr., Bd X, S. 197) über Tatbestandsdiagnostik und Psychoanalyse Wertheimers Bemühungen nachdrücklich. Wäre schon an

sich unwahrscheinlich, daß Wertheimer, ein so vielseitig interessierter und so gründlicher psychologischer und völkerkundlicher Denker, die Psychoanalyse übersehen haben sollte, als sie von 1905—1907 an immer mehr Beachtung fand, von 1909 an mit ihren Jahrbüchern in das helle Licht der Öffentlichkeit trat, so sind die genannten Daten Indizien für sehr frühe und besonders eingehende Befassung Wertheimers zumindest mit Freuds und Jungs Schriften. Ein direkte Erwähnung der Psychoanalyse fehlt in den drei Abhandlungen, aber sollte nicht manche Stelle im „Denken der Naturvölker“ geradezu gegen Jung gerichtet sein?

In der Psychoanalyse fand Wertheimer eine Psychologie vor, die auf das Ganze, auf das Lebensnahe, Zentrale ging, in der Psychologie, Physiologie und Völkerkunde eine eigentümliche Verbindung eingehen, in der von der Psychologie her Wege zum Problem des Symbols der Bedeutung, des Sinns gesucht werden, die sich mit den prälogischen Gebilde befaßt, konsequent und klar energetisch-dynamische und biologische Gesichtspunkte einführt und die altgewohnten, auf „Undsummenbetrachtung“ aufgebauten, logisch rationalisierten (wie wir sagen würden) wissenschaftlichen Erklärungen radikal umzentrierte. Man findet alle diese Elemente in Wertheimers „Drei Abhandlungen“ wieder. Natürlich — es ist ein weiter Weg von der damaligen Psychoanalyse zur Gestalttheorie, aber es führt hier immerhin ein Weg. Daß Wertheimer ihn ging, dürfte in seiner psychischen Struktur begründet sein; wie er ihn ging, mag von den Anregungen bestimmt sein, die in der Geisteswissenschaft seit 1890 gleichzeitig mit der Psychoanalyse reichlich vorhanden waren. Wichtig wird dabei Wertheimers wissenschaftlicher Ausgangspunkt gewesen sein, die Tatbestandsdiagnostik. Es ist beachtenswert, daß dieses Arbeitsgebiet, das Wertheimer vor 1907 pflegte, erst recht eine innere Beziehung zur Psychoanalyse hat. Handelt es sich doch in der Tatbestandsdiagnostik darum, die nachwirkenden Spuren vergangener und verheimlichter Erlebnisse aufzudecken und schlüssig zu machen. In den Wertheimerschen Formulierungen des Problems: „Wir stellen die Frage: ist es nicht möglich, die Seele eines Menschen auf allgemeine psychische Folgen eines Tatbestandes hin zu durchforschen, ohne sich auf seine Behauptungen zu stützen?“ (1) Und „Das Problem der Tatbestandsdiagnostik ist: Methoden zu finden und zu erproben, denen gegenüber sich jemand, der einen bestimmten Tatbestand lebendig in sich hat (d. h. ihn mit Affektbetonung oder mit Interesse erlebt hat, kennt) in meßbarer Weise anders verhält als jemand, der diesen Tatbestand nicht kennt“ (4), wird die Beziehung aufs Ganze der Person, die die Psychoanalyse pflegte, und das Problem, das in der Psychoanalyse damals schon das des Vorbewußten und Unbewußten, der Entstellung und der Zensur hieß, noch näher getroffen. Dabei beruht Wert-

heimers Verfahren geradezu darauf, daß die freien Assoziationen bei Ausschaltung des bewußten die Aussagen leitenden Willens sicher zum Selbstverrat führen — ein Gedanke, der aus Freuds Traumdeutung (und aus früheren Schriften) folgt. Die Gleichzeitigkeit der Ideen von Wertheimer und Jung könnte auf Freud zurückgehen. Natürlich verdankt die Tatbestandsdiagnostik ihre Entstehung nicht der Psychoanalyse. Es ist aber doch wahrscheinlicher, daß Wertheimer von der tiefen Problematik angezogen war, die in den damaligen Freudschen Schriften angeregt wurde, als daß er die entscheidenden Anstöße von der Psychologie der Aussage Sterns und Lipmanns erhalten hätte, die übrigens auch schon früh die nahe Beziehung ihrer Forschung zur Freudschen Psychoanalyse erkannten (1911, Lipmann, Spuren interessebetonter Erlebnisse). Wertheimers Interesse für Grenzgebiete, für interwissenschaftliche Formulierungen vermeint man auch schon in seinen tatbestandsdiagnostischen Studien zu spüren. Welche Psychologenschule hat um 1900 so energisch, erfolgreich und radikal die Grenzgebiete gepflegt und die konventionellen Abgrenzungen der Wissenschaften bewußt mißachtet, wie die Psychoanalyse? Es wäre mehr als verwunderlich, wenn Wertheimer von diesen radikalen Impulsen, die von der Psychoanalyse damals ausgingen, nicht getroffen worden wäre und nicht betroffen gewesen wäre. Doch wollen diese Bemerkungen nichts anderes sein als Notizen für den künftigen Historiker der Psychoanalyse, die mir aber deshalb nicht unangebracht erscheinen, weil sich die gegenwärtigen Historiker der Psychoanalyse fast ausschließlich damit vergnügen, die Anregungen, die Freud von seinen Lehrern und Zeitgenossen erfahren hat, fett zu drucken.

Daß sich Lewin in seiner vorgestalttheoretischen Zeit mit der Psychoanalyse befaßt hat und daß er vielfach von ihr beeinflußt ist, ja daß, möchte ich sagen, sein Werk eher ohne Wertheimer und Köhler als ohne die Psychoanalyse denkbar ist, braucht nicht durch einen umständlichen Indizienbeweis erraten zu werden, sondern liegt auf der Hand. Die Beziehung von Koffka und Köhler zur Psychoanalyse ist undurchsichtig. Wir dürfen annehmen, daß diese gebildeten und vielbelesenen Männer die wesentlichen Gedanken der Psychoanalyse spätestens zwischen 1913 und 1919 zur Kenntnis genommen haben; man kann schwer glauben, daß sie sich mit Nachrichten aus dritter Hand begnügt haben sollten. In ihrem Werk, das sich im wesentlichen wahrnehmungspsychologischen, tierpsychologischen und physikalischen Problemen widmet, spielt die Kenntnis der Psychoanalyse naturgemäß kaum eine Rolle. Die Verwandtschaft der energetischen Gedanken Köhlers und Freuds ist vielleicht durch die gemeinsame Abstammung von Fechner und der physikalischen Physiologie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts genügend erklärt. Doch hat vielleicht allein schon die Existenz der Psycho-

analyse als einer dynamisch-energetischen Psychologie mit „materialistisch-naturwissenschaftlicher“ Grundgesinnung in dem immer romantischer werdenden Wissenschaftsbetrieb des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts, die manchem andern so auch Köhler Mut gemacht, so abwegige und verfemte Gedanken zu pflegen.

Wenn sich bei soviel Verwandtschaft vor unseren Augen eine doch von der Psychoanalyse so sehr weit entfernte Schule so fruchtbar entwickelt, liegt uns naturgemäß die Frage nahe, ob nicht gerade die Differenz für die weitere Entwicklung der Psychologie das Entscheidende und Fruchtbare sein wird. Man darf diese Frage stellen, auch wenn man den Versicherungen der Gestalttheoretiker gegenüber, daß in ihrem Lager die zukünftige Psychologie, ja Wissenschaft wachse, eine wohlwollende Reserve bewahrt.

Worin bestehen nun diese Differenzen, soweit sie für uns in Frage kommen? Die Gestalttheorie weiß mit dem historischen Moment nichts anzufangen; sie kennt die Fülle von Fakten nicht, die durch die psychoanalytische Methode ans Tageslicht gebracht wird; sie ist in ihren Forschungsmitteln an das Laboratoriumsexperiment gebunden. Sie ist in ihrer Begriffsbildung durch den Anschluß an die physikalische und an die topologisch-mathematische Ausdrucksweise gebunden; sie kann von ihrem Boden aus weder die Theorie der Deutung noch die Theorie des Indizienbeweises entwickeln. Alle diese Differenzierungspunkte sind nicht an sich Nachteile. Wäre die gesamte psychoanalytische Forschung 1909 ohne weitere Entwicklung im Sinne der engeren Freudschen Schule abgebrochen worden, so würde der Historiker der Psychologie etwa sagen: Unter Verwertung der im Freudschen Werk enthaltenen Entdeckungen und Impulse hat die Gestalttheorie bei Miteinbeziehung der in der Philosophie und Geisteswissenschaft der Jahrhundertwende angesetzten Gedankengänge die physiologische Psychologie des 19. Jahrhunderts umgestaltet und sie durch Erneuerung des Laboratoriumsexperiments, im Anschluß an die Fortschritte der physikalischen, bzw. mathematisch-topologischen Begriffsbildung zu einem imponierenden Gebilde entwickelt; dabei interessante Gesichtspunkte für Tierpsychologie, Psychologie und einige andere Gebiete gewonnen, von denen aber 1930 noch nicht recht abzusehen war, wohin sie hätten führen können. Da es aber nun einmal Psychoanalyse heute noch gibt, erscheinen ihr gegenüber diese Leistungen nicht ausreichend und die Vorzüge der Gestalttheorie ziehen ihr Grenzen, jenseits deren die Psychoanalyse die lebensnahen und lebenswichtigen psychologischen Probleme bewältigt.

Die Forschungsaufgaben der Psychologie sind ohne Einführung der genetischen Methode (und im Zusammenhang damit ohne Bewältigung des Problems der Deutung und des Indizienbeweises) nicht in ihrem ganzen Ausmaß zu umschreiten. Mag die Psychoanalyse noch so weit davon entfernt sein, ihre, die Auf-

gaben der Psychologie zulänglich zu lösen, sie versucht es nun eben wenigstens, und zwar als einzige. Der große Vorzug der Gestalttheorie in den Augen des naturwissenschaftlich eingestellten Psychologen ist ihr physikalischer und mathematisch-topologischer Teil. Er muß uns aber nicht blenden, da die Gestalttheorie vorläufig auch nur den Ansatz zur Lösung des Kernproblems jeder physikalischen Psychologie schuldig geblieben ist, nämlich die Messung der entscheidenden physiologischen und „psychologischen" Prozesse. Man sieht auch nicht ab, wo von ihrem Boden aus ein Weg von der qualitativen zur quantitativen Forschung, den sie mit der Zeit finden muß, soll sie ihr eigenes Anspruchsniveau nicht beträchtlich herabsenken müssen, führen soll. Und schließlich — mag an dem Material, das die psychoanalytische Theorie zutage fördert, noch soviel Fragliches und Fehlgedeutetes sein, es bleibt doch ein Material so zentral menschlicher Art, das bisher auf keine andere Weise als nur durch sie erreichbar wird, daß jede Psychologie, die es nicht versteht, ihre Aussagen auch auf dieses eigenartigste psychologische Material zu erstrecken, gegenüber der Psychoanalyse ärmlich bleibt.

## Literaturverzeichnis

Wertheimer, Max, und Klein, Julius

(1) Psychologische Tatbestandsdiagnostik. Ideen zu psychologisch-experimentellen Methoden, zum Zwecke der Feststellung der Anteilnahme eines Menschen an einem Tatbestand. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 15, 1904.

Wertheimer, Max

(2) Experimentelle Untersuchungen zur Tatbestandsdiagnostik. Arch. f. d. ges. Psychologie, Bd. 6, 1906.

(3) Zur Tatbestandsdiagnostik. Eine Feststellung. Arch. f. d. ges. Psychologie, Bd. VII, 1906.

Lipmann, Otto, und Wertheimer, Max.

(4) Tatbestandsdiagnostische Kombinationsversuche, Z. f. angewandte Psych., Bd. 1, 1907/8.

Wertheimer, Max.

(5) Experimentelle Studien über das Sehen von Bewegung. Z. f. Psychologie, Bd. 60, 1911.

(6) Über das Denken der Naturvölker. Zahlen u. Zahlgebilde. Z. f. Psychologie, Bd. 61, 1912.

(7) Über Schlußprozesse im produktiven Denken, De Gruyter, Berlin, 1920.

(7a) Drei Abhandlungen zur Gestalttheorie. Erlangen 1925. Abdruck von (5), (6), (7).

(8) Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt, I. Prinzipielle Bemerkungen. Psych. Forschg., Bd. I, 1921.

(9) Untersuchungen der Lehre von der Gestalt, II. Psychologische Forschung, Bd. IV, 1923.

(10) Über Gestalttheorie, Symposion, Bd. 1, Weltkreisverlag, Erlangen, 1925.

(11) Zum Problem der Schwelle. Bericht über den VIII. internat. Kongreß für Psychologie, Groningen, 1926.

(12) Über Gestalttheorie. In: M. Saupe, Die moderne Psychologie, 1927.

Köhler, Wolfgang

(13) Nachweis einfacher Strukturfunktionen beim Schimpansen und beim Haushuhn. Abhandlungen der königl.-preuß. Akad. d. Wiss. phys.-mathem. Klasse, 1908.

(14) Optische Untersuchungen am Schimpansen und am Haushuhn. Abhandlungen der Preuß. Akad. d. Wiss. physikal.-mathem. Klasse, 1915.

(15) Intelligenzprüfungen an Anthropoiden, I. Abhandlungen der Preuß. Akad. d. Wiss. 1917, Physikal.-math. Kl., Nr. 1.

(16) Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. Springer, Berlin, 1921. Sonderausgabe von (15).

(17) Die Methoden der psychologischen Forschung an Affen. Handbuch d. biol. Arbeitsmethoden, Abderhalden, Abtlg. 6, Teil D, Heft 1, Urban & Schwarzenberg, Wien, 1921.

(18) Zur Psychologie der Schimpansen. Psych. Forschg., Bd. 1, 1921.

(19) Gestaltprobleme und Anfänge einer Gestalttheorie. Jahresbericht über die ges. Physiologie, Bd. 3, 1922.

(20) Zur Theorie des Sukzessivvergleiches und der Zeitfehler. Psych. Forschg., Bd. IV, 1923.

(21) Bemerkungen zum Leib-Seele-Problem. Deutsche med. Wschr., Bd. 50, 1924.

(22) Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand. Eine naturphilosophische Untersuchung. Phil. Akademie, Erlangen, 1924.

(23) Intelligence in apes. Pedagogical seminary, Bd. 32, 1925.

(24) An aspect of Gestaltpsychology. Pedagogical seminary, Bd. 32, 1925.

(25) Zum Problem der Regulation. Zschr. f. wiss. Biologie, Abteilung B, Bd. 112, 1927.

(26) Bemerkungen zur Gestalttheorie. Im Anschluß an Rignanos Kritik. Psych. Forschg., Bd. 11, 1928.

(27) Psychologische Probleme, Springer, Berlin, 1933.

Koffka, Kurt

(28) Die Grundlagen der psychischen Entwicklung. Eine Einführung in die Kinderpsychologie. Zieckfeld, Osterwieck, a. H. 1921.

(29) Perception: An introduction to the Gestalttheorie. Psychological Bulletin, Bd. 19, 1922.

(30) Psychologie. Die Philosophie in ihren Einzelgebieten, herausgegeben von Max Dessoir, Ullstein, Berlin, 1925.

(31) Mental development. Pedagogical seminary, Bd. 32, 1925.

(32) Psychologie der Wahrnehmung. VIII. Kongreß für Psychologie, Groningen, 1926.

Lewin, Kurt

(33) Verwandtschaftsbegriffe in Biologie und Physik und die Darstellung vollständiger Stammbäume. Abhandlungen zur theoret. Biol., Heft 5, 1920.

(34) Das Problem der Willensmessung und das Grundgesetz der Assoziationen, I. Psychologische Forschg., Bd. 1, 1921.

(35) Der Begriff der Genese in Physik, Biologie und Entwicklungsgeschichte. Eine Untersuchung zur vergleichenden Wissenschaftslehre. Springer, Berlin, 1922.

(36) Vorsatz, Wille und Bedürfnis. Mit Vorbemerkungen über die psychischen Kräfte und Energien und die Struktur der Seele. Springer, Berlin, 1926.

(37) Idee und Aufgabe der vergleichenden Wissenschaftslehre. Symposion, Bd. 1, Weltkreisverlag Erlangen, 1926.

(38) Die Erinnerung an beendete und unbeendete Handlungen. VIII. Kongreß für Psychologie, Groningen, 1926.

(39) Gesetz und Experiment in der Psychologie. Berlin, 1927.

(40) Der kindliche Ausdruck. Zschr. f. pädagog. Psychol., Bd. 28, 1927.

(41) Zwei Grundtypen von Lebensprozessen. Z. f. Psych., Bd. 113, 1929.

(42) Die psychologische Situation bei Lohn und Strafe. Hirzel, Leipzig, 1931.

(43) Übungen über Grundbegriffe der Psychologie, Wintersemester 1931/32, Universität Berlin. Kollegheft.

# Die Verspätung des Maschinenzeitalters

Von

**Hanns Sachs**

Boston

Die Geschichtswissenschaft jeder Art beschäftigt sich mit dem Einmaligen, in genau derselben Form niemals Wiederkehrenden. Sie kann die Kausalketten, die zu einem Geschehen führten, aufzeigen, aber nur mit Hilfe des Experimentes läßt sich beweisen, daß und warum ein Ereignis als Erfolg bestimmter Faktoren nicht eintritt und nicht eintreten kann. Die Psychoanalyse ist zu einem Teil eine Geschichtswissenschaft — sie lehrt die Gründe, oder richtiger, einen wichtigen Teil der Gründe erkennen, warum ein Mensch gerade dieses Symptom entwickelt und gerade diesen Traum geträumt hat, gestattet uns aber keine Voraussage darüber, wer symptomfrei oder welcher Schlaf traumlos bleiben wird. Doch ist die Psychoanalyse nicht überall in die Grenzen des „Historischen" gebannt; die genaue und tiefgehende Beobachtung von Phänomenen, die in abweichender aber doch ähnlicher Form wiederkehren, sowie die Möglichkeit, psychische Reaktionen auszulösen oder zu verhindern, gestatten es, nach und nach die ausnahmsweisen und unwesentlichen Kausalfaktoren von den gesetzmäßigen zu sondern und so, obgleich auf einem ganz anderen Wege, ebenso wie die experimentierenden Wissenschaften zur Aufstellung allgemein gültiger Gesetze zu kommen, deren Einfluß auf jedes in ihren Wirkungskreis fallende Ereignis mit Sicherheit vorausgesagt werden kann. (Wie stark dieser Einfluß im Einzelfall ist, ob er nicht durch andere Gesetze im Endeffekt eingeschränkt oder aufgehoben wird, bleibt natürlich hier wie bei jeder anderen Gesetzmäßigkeit unbestimmt.) Dieselbe Erweiterung gilt auch für geschichtliche Tatbestände, soweit man an ihnen den Einfluß empirisch erschlossener oder als Arbeitshypothese verwendeter Gesetze — und diese sind regelmäßig soziologischer oder psychologischer Natur — feststellen kann. Die Nationalökonomie als der „am feinsten ausgebildete Teil der Soziologie" (Ludwig v. Mises) dürfte sich für diese Methode besonders eignen. Die Art der Zusammenarbeit zwischen Soziologie und Psychologie läßt sich freilich nicht von vornherein theoretisch festlegen, sie muß sich erst aus den Untersuchungen selbst entwickeln, insoweit diese die Fruchtbarkeit einer solchen Kombination erweisen. Diese Erwägungen haben dazu geführt, den kühnen, vom Verfasser selbst als gewagt empfundenen Versuch einer Erklärung zu unternehmen, warum sich etwas in einer bestimmten Geschichtsepoche nicht ereignet hat, und dafür gerade das Problem zu wählen: Warum die Spätantike keine Maschinen erfunden oder in ausgiebigerer Weise verwendet hat.

Eine solche Fragestellung ist dort ganz unangebracht, wo die primitive Art der Güterherstellung mit der engen Begrenzung des Güterumlaufs zusammenfällt, die ihr im allgemeinen zugehörig ist. Auch ein großes Herrschafts- und Verwaltungsgebiet ändert daran nichts, solange es nicht mit einer Organisation des Gütertausches verbunden ist. Niemand braucht sich bei der Frage aufzuhalten, warum z. B. im Karolinger-Reiche keine Fortschritte auf dem Gebiete der maschinellen Güterproduktion erzielt wurden, denn in der geschlossenen und statischen Wirtschaftsform lag kein Anreiz und kein Ausgangspunkt für technische Fortschritte, die erst durch die Kreuzzüge langsam erweckt wurden. Anders lagen die Dinge im römischen Reich von Augustus an bis mindestens Marc Aurel, also durch mehr als zwei Jahrhunderte hindurch. Die Pax Romana, das ausgebildete Straßensystem, die Sicherheit des Meeres, die Einheit von Währung, Recht und Sprache gaben die Möglichkeit zu einer großartigen Erweiterung des Handelsverkehres, wie sie erst wieder anderthalb Jahrtausende später einigermaßen erreicht wurde, und wir haben Zeugnisse genug dafür, daß diese Gelegenheit auch tatsächlich ausgenützt wurde. Die Erzeugnisse der berühmten keramischen Industrie von Arretium finden sich im ganzen westlichen Europa, hingegen gallische Produkte in Pompeji; zahlreiche Münzen aus der Kaiserzeit, von Tiberius angefangen, wurden in Indien ans Licht gefördert. Dies sind nur ein paar aufs Geratewohl herausgegriffene Beispiele, die Verteilung bestimmter Lokalprodukte, wie Zinn aus England, Erze aus Spanien, Marmor aus Griechenland, Getreide aus Ägypten, über das gesamte Imperium hin, ist ebenso allgemein bekannt wie die Verbreitung der Luxusgegenstände des Orients, z. B. Stoffe, Parfums, Färbemittel und Früchte. Mit den Waren reisten die Menschen, teils freiwillig, als Händler und Handwerker, teils als Sklaven, die in denselben Berufen tätig waren oder als Bergarbeiter, Wegebauer und Landarbeiter verschleppt wurden. Die zeitgenössische Literatur berichtet uns darüber und noch beredter sprechen die Gräber davon. Ihre Inschriften melden uns von Syrern, die in England lebten und starben, Griechen in Gallien und Spanien; selbstverständlich strömten Menschen von allen Ecken und Enden des Reiches in der einen Stadt zusammen, nach der alle Wege führten. In der früher erwähnten keramischen Fabrik in Arretium waren schon zur Zeit des Augustus zwei Arbeiter namens Tigranes und Bargates beschäftigt, die bestimmt im Orient, wahrscheinlich in Persien, beheimatet waren.

Gewiß wurde auch damals noch viel mehr für den Eigengebrauch produziert als für den Absatz und die Form der Naturalwirtschaft war noch keineswegs überwunden, aber der Warentausch und die Arbeitsteilung hatten doch außerordentliche Fortschritte gemacht und einen Stand erreicht, den die Welt vorher noch nie gesehen hatte und nach dem Untergang der Antike

auf lange Zeit verlor. Diese einzigartige Erweiterung des Marktes, die Hand in Hand ging mit einer kulturellen Verfeinerung, mußte eine sehr erhebliche Steigerung der Bedürfnisse und Absatzmöglichkeiten und damit des Tauschwertes der Waren zur Folge haben. Daraus läßt sich unabweisbar eine allgemeine und dauernde Tendenz zur Erhöhung der Produktion folgern, von der wir auch zahlreiche Spuren finden, aber nur sehr wenige in der Richtung einer Verwendung von Maschinen an Stelle von Menschenkraft, der „Verdrängung des variablen Kapitals durch das konstante", wie sie, nach Marx, für ein kapitalistisches Zeitalter charakteristisch und unaufhaltsam notwendig ist. Diese Tatsache darf als Ausgangspunkt für eine Fragestellung dienen, denn als die alte Welt in ihr Grab stieg, hatte die im Imperium Romanum zusammengeschlossene Spätantike fast auf allen Gebieten geistiger Tätigkeit bedeutende Leistungen vollbracht, in Poesie und Geschichtsschreibung, Naturwissenschaft, Mathematik und Astronomie, nur auf dem Gebiet, wo es sich am ersten erwarten ließe, ist kaum irgend ein Fortschritt zu verzeichnen. Die Zeitgenossen des großen Kaiser-Philosophen wußten von der Ausnutzung der Naturkräfte zu Produktionszwecken kaum mehr, als die Ägypter unter Ramses II.

Die Scheu vor der Natur und deren Erforschung, die im Mittelalter so stark als Hemmschuh wirkte, kann nicht die Ursache gewesen sein; sie war der Antike unbekannt, besonders in dieser Epoche. Noch weniger können wir glauben, daß es, wie H. Diels[1]) meint, zu spät gewesen sei, weil „die Wissenschaft, die Nährmutter der Technik, tot war". Es fehlte dieser Zeit, wenn sie auch keinen großen Tragiker und Epiker mehr hervorbrachte, weder an Intelligenz noch an Energie und Wißbegierde; man braucht nur die Namen Tacitus und Suetoninus, Seneca und Plinius, Lukian und Apulejus zu nennen und auf die Mathematiker und Astronomen des alexandrinischen Instituts hinzuweisen. Warum verfiel keiner dieser erfinderischen und denkgeübten Geister auf die Idee, die dem 16. und 17. Jahrhundert so natürlich war, die erworbenen Kenntnisse nutzbringend zu verwerten? Unsere Fragestellung ist keineswegs neu, denn die Tatsache des Versagens der Antike an diesem Punkt, auf den sie durch ihre wirtschaftliche Entwicklung geradezu losgetrieben wurde, ist ein so auffallendes Rätsel, daß man es schwer übersehen kann. Die fast einhellige Antwort auf unsere Frage lautet, daß die Sklavenwirtschaft der Antike das Interesse an der Verwendung der Maschine im Keime erstickt habe. Da so viele nach unbeschränktem Belieben ausnutzbare menschliche Arbeitsmaschinen zu Gebote standen, habe der Anreiz gefehlt, danach zu streben, wie man Menschenarbeit durch Naturkräfte ersetzen könne. Wenn fremde Arbeitskraft so gut wie unbeschränkt zur Ver-

1) H. Diels, „Antike Technik", S. 32.

fügung steht, liegt überhaupt keine Ursache vor, nach „produktionsverlängernden Umwegen" (im Sinne der Kapitalstheorie von Böhm-Bawerk) zu suchen, um so eine größere Ergiebigkeit der Produktion zu erreichen. Es läßt sich aber nachweisen, daß für die römische Kaiserzeit gerade das Gegenteil zutrifft, daß in dieser Epoche die Sklavenarbeit immer seltener und kostspieliger wurde, während das Konsumtionsbedürfnis eher zu- als abnahm, daß also die Menschen dieser Zeit den triftigsten Anlaß gehabt hätten, sich nach einem Ersatz für die Sklavenarbeit umzusehen. Dieser Beweis soll von verschiedenen Seiten her geführt werden, nicht nur der Zuverlässigkeit des Resultats zuliebe, sondern auch, weil uns die Untersuchung über die Stellung der Spätantike zum Sklavereiproblem ganz nahe an die eigentliche, psychologische Seite der Fragestellung heranführt.[2]

Auf drei verschiedenen Wegen konnte die römische Welt den Zufluß neuer Sklaven erhalten: Durch Verurteilung wegen gewisser Verbrechen — diese Quelle war sicher praktisch unbedeutend —, durch Geburt, wenn die Mutter Sklavin war, ohne Rücksicht auf den Stand des Vaters, und durch Unterwerfung oder Gefangennahme im Kriege. Unter der Republik, besonders seit dem zweiten Punischen Kriege, war dies das bei weitem wichtigste und ergiebigste Verfahren gewesen. Die riesigen Sklavenmengen, die durch die siegreichen Kriege ins Land gebracht wurden, waren wohl mehr als alles andere die Ursache der großen politischen und sozialen Umwälzungen in der letzten Zeit der Republik. Es entstanden große Latifundien, die ihren Besitzern großen und sicheren Profit brachten, weil sie von Sklaven bearbeitet wurden, die jederzeit billig ersetzbar waren und deshalb rücksichts- und gedankenlos ausgenützt werden konnten. Die Erschließung der Bergwerke, der Bau des großartigen Straßennetzes, der Luxus der Großstadt, all dies wurde erst von da aus ermöglicht. Mit Augustus und seiner *Pax romana* versiegte diese Quelle fast vollständig, um niemals wieder zu sprudeln. Die Niederwerfung einer Empörung in schon eroberten Provinzen ergab noch hie und da größere Sklavenmassen, wie die 90.000 Juden, die nach der Eroberung Jerusalems durch Titus zu Sklaven gemacht und größtenteils in die ägyptischen Bergwerke geschleppt wurden. Solche Verzweiflungsaufstände gehörten aber unter der Kaiserherrschaft zu den Seltenheiten und große, siegreich beendete Kriegszüge waren noch seltener.

So blieb als einziges Mittel zur Erhaltung und Erneuerung des Sklavenbestandes der Geburtenüberschuß übrig. Ein solcher aber läßt sich bei einer schonungslos ausgebeuteten Klasse nicht erzielen; es ist dazu notwendig, nicht

2) H. Diels stellt sich ebenfalls auf den Standpunkt, daß „in der Kaiserzeit die Sklaverei infolge der *Pax Romana* allmählich abstarb", erledigt aber die Fragestellung auf die bereits geschilderte Weise.

nur auf die Schwangere und die stillende Mutter Rücksicht zu nehmen, sondern auch den Eltern ein gewisses Maß von Wohlsein, ja sogar etwas Ähnliches wie Familienleben zu gönnen, um sie zu veranlassen, Kinder aufzuziehen.

Dies sind gerade die für die Kaiserzeit charakteristischen Veränderungen, demnach ein sicheres Zeichen dafür, daß man gelernt hatte, den Sklaven als wertvolles Gut zu betrachten, mit dem sich nicht mehr verschwenderisch umspringen ließ. Die Latifundien verschwanden und an ihre Stelle trat das Colonat, das Pachtsystem. Statt wie vorher als Kettensträflinge zur Arbeit getrieben und bei Nacht in vergitterten Zwingern untergebracht zu werden, leben die Sklaven nun mit Frau und Kindern auf Pachthöfen, deren Bewirtschaftung von freiem Landbesitz nur dadurch unterschieden war, daß sie einen Teil ihrer Erträgnisse abliefern und für den Hof ihres Herrn Robot leisten mußten. Obgleich es gesetzlich eine Ehe der Sklaven so wenig gab wie bei den Haustieren, hütete man sich in der Regel, die Paare auseinander zu reißen, und die Grabsteine zeigen, daß Lagergenossen *(contubernales)* ebenso treu zusammenhielten wie Ehepaare.[3]

Das Gesetz verhielt sich, wie gewöhnlich, zunächst starr und ohne Einsicht in die neue Sachlage; die erste Reaktion ist eine stärkere Neigung zur Verdrängung, die als erhöhte Strenge zum Ausdruck kommt. So ordnete das Senatus Consultum Claudianum an, daß die Kinder einer Freien Sklaven sein sollten, wenn der Vater Sklave war, selbst dann, wenn die Mutter wegen ihrer Hingabe an einen Sklaven nicht von dessen Besitzer als Sklavin reklamiert wurde. Ein konservativer Jurist setzte es mit Hilfe des Pöbels durch, daß das obsolete Gesetz, wonach alle Sklaven eines durch seinen Sklaven ermordeten Herrn hingerichtet werden sollten, noch einmal befolgt wurde, obgleich der humane Kaiser Nero diesen Massenmord zu verhindern suchte. Der Sklave konnte kein Eigentum besitzen, seine Ersparnisse *(peculium)* galten vor dem Gesetz als nicht unterschieden von dem Eigentum des Herrn. Aber nach und nach beginnt sich die neue Richtung auch im Gesetz durchzusetzen, teils durch die Erlässe fortschrittlicher Kaiser, teils durch die Rücksichtnahme auf das *ius gentium*. Nach wie vor kann der Herr seinen Sklaven nach Belieben töten, aber er darf ihn nicht mehr den wilden Tieren im Zirkus vorwerfen, nicht verstümmeln und die Sklavin nicht gegen den Willen ihres Vorbesitzers zur Prostitution zwingen. Der Sklave kann bei jedem Kaiser-Standbild ein Asyl finden, wenn der Herr ihn grundlos mißhandelt. Das *peculium* wird zwar nicht ausdrücklich, aber durch eine Reihe von Bestimmungen der Pandekten darüber, wie bei letztwilligen Verfügungen, bei Freilassungen usw. damit zu

3) Eine Stelle wie die in Petrons „Gastmahl", wo sich der alte Freigelassene rühmt: „*contubernalem meam redemi, ne quis in sinu illius manus tergeret*", sagt mehr als die längste Sittenschilderung.

verfahren sei, indirekt als das Vermögen des Sklaven anerkannt, mit dem er frei schalten, ja sogar von seinem Herrn die eigene Freiheit erkaufen kann. Sklaven dürfen sich an den einzigen, im römischen Reiche überhaupt erlaubten Vereinigungen — Begräbnisvereinen und religiösen Brüderschaften — beteiligen und in ihnen mit den Freien zusammensitzen, eventuell sogar Ehrenämter ausfüllen.

Es ließen sich noch zahlreiche Einzelheiten anführen, die alle in dieselbe Richtung weisen, aber das Gesagte illustriert hinreichend die Tendenz, die zuerst in der sozialen Entwicklung, dann im öffentlichen und Privatrecht zutage tritt, die Existenz, das Familienleben, die Person und das Eigentum des Sklaven in Schutz zu nehmen. Diese humane Absicht hätte sich niemals dauernd und durchgreifend durchsetzen können, so lange Sklaven in hinreichender Menge zur Verfügung standen und der Ausfall ohne Schwierigkeit ergänzt werden konnte.

Der Umschwung wird noch deutlicher, wenn wir die feineren Züge betrachten, durch die in der Literatur und Moralphilosophie das allgemeine Gefühl zum Ausdruck kam; hier läßt es sich mit Sicherheit schon in der frühen Kaiserzeit, von Nero bis Trajan, feststellen, also gerade in der Zeit, in der sich das Fehlen des Sklavenzustroms als Folge der allgemeinen Befriedung fühlbar machen mußte. Fast zur selben Zeit klingt das „*servus homo est*“ — der Sklave ist ein Mensch — an zwei Stellen auf. Einmal bei Juvenal, als ironische Frage der Frau an ihren Mann, der sich weigert, einen unschuldigen Sklaven zur Befriedigung ihrer sadistischen Laune züchtigen zu lassen, und einmal ernst, allerdings aus dem Munde eines Betrunkenen, der selbst Sklave gewesen ist, des Trimalchio bei Petronius, in der mit unvergleichlicher Lebendigkeit geschilderten burlesken Szene des „Gastmahls“. Freilich hört derselbe Trimalchio ungerührt den Bericht, daß ein Sklave gekreuzigt wurde, weil er dem „*numen*“, dem Schutzgott des Herrn geflucht hat. Aber zur selben Zeit erhebt Seneca seine Stimme zugunsten der Sklaven und plädiert aus moralischen und praktischen Gründen für Anerkennung ihrer Menschlichkeit. Plinius spricht nicht nur, sondern handelt auch im selben Sinne und Statius spricht in seinen Versen von dem Tod eines jugendlichen Sklaven wie von einem dahingeschiedenen Sohn. Grabschriften der Herrn für ihre Sklaven, der Sklaven für ihre Herren benützen nicht bloß die für solche Nachrufe üblichen Formeln, sondern sprechen öfters die Sprache wirklicher Zuneigung; so z. B. nennt G. Pescennius Chrestio seine alte Kinderfrau auf dem ihr gewidmeten Grabstein mit dem Zärtlichkeitsnamen aus der Kinderstube, der fast derselbe ist, wie der heute in England übliche „*nonnae suae*“ — „*to his nanny*“.

In den Zeiten der Republik hieß der freigelassene Sklave *libertus*, sein Sohn *libertinus* und erst der Enkel des ehemaligen Sklaven wurde als *ingenuus* als

vollberechtigter freier Bürger betrachtet. Unter den Kaisern wurde der Freigelassene *libertus* und *libertinus* genannt, wobei die erste Bezeichnung für seine Beziehung zu seinem ehemaligen Herrn gebraucht wurde; sein Sohn war igenuus. Wenn Horaz spöttisch die allgemeine Frage wiedertönen läßt, wieso er, trotz seiner niedrigen Abstammung, zum intimen Freundeskreis des Mäcenas gehören könne, so meint das verwunderte „*patre libertino ortus*" daß er der Sohn eines ehemaligen Sklaven war.

Diese eindrucksvolle Wandlung wird von zahlreichen Forschern dem Einfluß der Stoa zugeschrieben, der in der Kaiserzeit zusehends wuchs und den philosophischen Antagonisten, den Epikuräismus, fast ganz verdrängte. Daß die Stoa stark in dieser Richtung wirkte, haben wir schon bei Seneca gesehen und die späteren Stoiker wandelten ziemlich ausnahmslos dieselben Wege. Das Christentum, in dieser und mancher anderer Hinsicht der Stoa verwandt, nahm die von ihr vertretene Richtung zur Anerkennung des Menschentums im Sklaven mit größerer Intensität und einer neuen, religiösen Motivierung auf, gab ihr überdies verstärkten praktischen Ausdruck durch gütige Behandlung der Sklaven und Gründung humanitärer Institutionen zu ihren Gunsten.[4]

Daß die Veränderung in der Gesamteinstellung zum Sklaven, die neuerwachte Fürsorge um seine bessere Lebenshaltung auf den Einfluß eines philosophischen Systems zurückzuführen sei, können wir, trotzdem dieser Einfluß unleugbar vorhanden war, nicht als hinreichende Begründung ansehen. Wir ziehen es vor, in diesem Punkt im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung die umgekehrte Kausalität anzunehmen und zu sagen, daß der große Erfolg der Stoa — die ja schon längst vorher in Rom bekannt gewesen war, ohne dem von Lukrez vertretenen Epikuräismus Boden abzugewinnen —, daß dieser Erfolg, die allgemeine Hinneigung der Gemüter zu einer Lehre, die Duldsamkeit gegen Andere, auch dem Unfreien gegenüber predigte, durch die ökonomische Sachlage hervorgerufen wurde — nämlich durch den ständig steigenden Wert der Sklavenarbeit und die, zum mindesten im Verhältnis zu den neuen Anforderungen des Verbrauches, sich ständig verringernde Anzahl der Sklaven.

Wie dachte jene Zeit selbst über ihre soziale Organisation? War sie mit der Tatsache, daß der größte Teil der Produktion auf Sklavenarbeit beruhte, mit der Heranziehung der Sklaven zu allen wichtigen Leistungen, einverstanden? Wir dürfen nicht zu viel Kritik erwarten, es fehlte völlig an Vergleichsmög-

4) Den letzten Schritt zur Gleichstellung hat auch das Frühchristentum nie getan. Nicht in der allerersten Zeit, weil es damals eine transzendent-mystische Lehre war, die sich nicht mit sozialen Fragen beschäftigte, später nicht, weil es ebenso unmöglich gewesen wäre, am Gemeinschaftsleben der Antike teilzunehmen und die Sklaverei abzulehnen, wie heutzutage die Abschaffung aller Maschinen als praktisches Programm zu betätigen. Wir wissen schon zu Beginn des zweiten Jahrhunderts von Christen, die Sklaven besaßen.

lichkeiten. Aber wir besitzen die Worte des Plinius, die in ihrer grandiosen Klarheit vieles verraten, was an anderen Orten nur angedeutet ist: „*Alienis pedibus ambulamus; alienis oculis agnoscimus; aliena memoria salutamus; aliena vivimus opera . . . Nihil aliud pro nostro habemus quam delicias*". (Wir gehen mit den Füßen anderer; wir sehen mit den Augen anderer; wir grüßen mit dem Gedächtnis anderer; wir leben durch die Arbeit anderer . . . Nur den Genuß und sonst nichts haben wir uns selbst vorbehalten.)

## II.

Wenn wir hier von der Erfindung der Maschinen sprechen, so sind dabei natürlich nicht jene einfachen Instrumente und Vorrichtungen gemeint, die, wie der Pflug, das Spinnrad, der Handwebstuhl und die Töpferscheibe den Römern wie allen anderen Völkern der antiken Kultur von der Frühzeit her vertraut waren. Wir denken dabei nicht an Werkzeuge, die dem Menschen die leichtere und bessere Vollbringung seiner Arbeit ermöglichen, sondern an jene komplizierten Maschinen, die einmal in Gang gesetzt, die Arbeit allein verrichten, so daß der Mensch gewissermaßen nur die Rolle des überwachenden Gehirns zu spielen hat, wie z. B. der mechanische Webstuhl, der Dampfhammer, die Lokomotive. Von der ersten Art — die Scheidelinie ist hier natürlich nicht streng zu ziehen —, deren sich der Mensch wie eines neuerworbenen Organs bedient, besaß das Altertum nicht wenige und einige in sehr verfeinerter Form, z. B. Ballisten, durch die sich Steine mit größerer Wucht schleudern ließen als mit der bloßen Hand, Weg- und Zeitmesser (Hodometer, heute Taxameter genannt), Sand- und Wasseruhren von großer Präzision. Von jener anderen Art, die durch die Selbständigkeit ihres Arbeitsganges den Eindruck erwecken, als wollten sie den Menschen ersetzen, gab es fast nichts, selbst die Verwendung der Wasserkraft für die Mühle scheint nicht sehr ausgedehnt gewesen zu sein, denn die Mühle wurde meistens von Sklaven gedreht.

Der größte Teil der antiken Kenntnis des Maschinenwesens ist in den Schriften Herons von Alexandrien niedergelegt. Wann Heron gelebt hat, ist uns unbekannt, die Ansichten der Altertumsforscher geben einen Spielraum von nicht weniger als 200 Jahren.[5] Seine Schrift über die Mechanik enthält die Schilderung von Maschinen, die zum Teil von ihm erfunden, teils verbessert oder bloß von anderen Erfindern übernommen sein dürften. Es ist nun erstaunlich zu sehen, wie nah hier das Altertum an die Erfindung der Maschinen heranreicht, denn sowohl hydraulischer Druck wie Luftdruck und sogar Dampfkraft sind bekannt und werden zur Bewegung von Masse aus-

5) Diels setzt ihn an den Anfang des 3. nachchristlichen Jahrhunderts (l. c., S. 57).

genützt. Der auch heute noch unter dem Namen Heronsball bekannte Apparat benützt komprimierte Luft (die schon Ktesibios, 150 v. Chr. für die Feuerspritze verwendet hatte), die Dampfkugel Herons ist das Urbild der Dampfturbine. Die Benutzung des Wasserdruckes zur Hebung großer Massen war, wie Suetonius bezeugt, den Römern der Kaiserzeit bekannt, sie bedienten sich ihrer aber nur zum Dekorationswechsel im Zirkus. Es handelt sich hier nicht um Zufallsfunde, sondern um Entdeckungen auf Grund mathematischer und physikalischer Kenntnisse, die aber nie zur praktischen Auswirkung kamen. Oder vielmehr, diese Auswirkung blieb auf ein einziges Gebiet beschränkt: auf das Spielerische. Heron sagt zwar in der Einleitung seiner Mechanik, daß diese Wissenschaft alle Menschen lehre „αταραχως ζην", bequem zu leben, aber für die erwähnten, bedeutsamen Erfindungen weiß er nur einen Zweck: das Amüsement der Betrachter. Derselben Absicht dient das von Heron geschilderte, automatisch betriebene Marionettentheater (erfunden von Philon von Byzanz); eine Annäherung an die praktische Verwendung wurde nur im Dienste der Religion gemacht: Die Priester der ägyptischen Tempel stellten Weihwasserautomaten auf, die gegen Einwurf eines Geldstückes das heilige Naß auf die Hände der Andächtigen fließen ließen.

Dieses Abbiegen aller Erfindungen, die zur Maschine hin tendieren, ins Spielerische dauert durch das ganze Altertum an; auch als die nüchterne, aufs Praktische gerichtete Mentalität der Römer die herrschende wurde, änderte sich daran nichts. Drehende Rädchen, sich bewegende Puppen und Figuren mußten deutlich dartun, daß hier nur ein Spiel getrieben werde, hinter dem nichts Ernstes verborgen sei; nur dann erregten sie das Vergnügen der antiken Menschen, die im übrigen doch gar nicht kindisch waren. Es ist bezeichnend, daß Heron dem Mechaniker einschärft, beim Bau der Maschinen streng auf die Wohlgefälligkeit ihrer Erscheinung, die εὐπρεπεια zu achten. Die Antike hat die Erfindung der Maschinen nicht durch Unverstand oder Oberflächlichkeit übersehen, sondern ins Spielerische gewendet, um einer Unlust auszuweichen.

## III.

Die Völker des antiken Kulturkreises verhielten sich gegen jene menschenersetzende, menschenähnliche Form von Maschinen, oder eigentlich gegen die Möglichkeit solcher Maschinen, genau so wie die Bevölkerung von Erehwon in Samuel Butlers geistvollem utopischen Roman. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Einwohner von Erehwon in voller Bewußtheit die Maschinen zerstörten und die weitere Herstellung untersagten, nachdem sie durch einen weisen und vorausschauenden Lehrer darüber aufgeklärt worden waren, welche Gefahren ihren Nachkommen von daher drohten, während die

Antike instinktiv oder, genauer gesagt, aus unbewußten Motiven, aber mit der gleichen Konsequenz dasselbe, was jene in der äußeren Realität taten, im Psychischen vollbrachte: den auf die Erfindung derartiger Maschinen oder auf ihre wirtschaftliche Verwendung gerichteten Schöpfer- und Entdeckertrieb zu verdrängen, ihm andere Auswege und Ziele zuzuweisen.

Noch auf einen anderen dürfen wir uns hier berufen, der zwar nicht die geistvolle und originelle Dialektik Samuel Butlers besaß, aber mit dem Feingefühl und der Ausdrucksfähigkeit eines Dichters ausgestattet, imstande war, ähnliche Reaktionen bei sich selbst zu registrieren. Vor etwa einem Jahrhundert besuchte Heinrich Heine England, das damals dem an der Schwelle des eigentlichen Maschinenzeitalters stehenden Europa weit voraus war. Er läßt in den „Florentinischen Nächten" die Figur, der er seine eigenen Gedanken und Empfindungen in den Mund legt, darüber das Folgende sagen:

„Die Vollkommenheit der Maschinen, die hier überall angewendet werden und so viele menschliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieses künstliche Getriebe von Rädern, Stangen, Zylindern und tausenderlei kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die sich fast leidenschaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Bestimmte, das Genaue, das Ausgemessene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängstigte mich nicht minder; denn gleichwie die Maschinen in England uns wie Menschen vorkommen, so erscheinen uns dort die Menschen wie Maschinen. Ja, Holz, Eisen und Messing scheinen dort den Geist des Menschen usurpiert zu haben und von Geistesfülle fast wahnsinnig geworden zu sein, während der entgeistigte Mensch als ein hohles Gespenst ganz maschinenmäßig seine Gewohnheitsgeschäfte verrichtet."

Der Analytiker hat Grund, auf solche Worte zu achten, um so mehr als sie in ein Gebiet reichen, von dem unsere Wissenschaft noch wenig weiß. Von den Werkzeugen, die dem Menschen zur leichteren und besseren Vollbringung seiner Arbeit dienen, ihm eine bessere Funktion gestatten, ohne jedoch Selbständigkeit und Eigenbewegung zu gewinnen, wissen wir schon längst, daß sie phallische Symbole sind. Ihre Verwendung bei der Arbeit war — nach der von Sperber ausgearbeiteten Theorie — ursprünglich der Ersatz eines Sexualaktes. Dies läßt sich z. B. bezüglich des Feuerbohrers, des Hobels, des Hammers und insbesondere des Pfluges aus einer Fülle von folkloristischem, mythologischem, archäologischem und philologischem Material beweisen und wird durch die Rolle der Symbolik in der Traumdeutung voll bestätigt. Hinsichtlich der Maschinen, um die es sich hier handelt, wissen wir aus dem Unbewußten des sogenannten normalen Seelenlebens, aus den Massenphantasien der Vergangenheit nichts Beweiskräftiges anzuführen — kein Wunder, da, wie

wir eben sehen, die Konzeption solcher Maschinen zu den spätesten Errungenschaften der Menschheit gehört.

Wir folgen der Methode der Psychoanalyse, wenn wir uns in solchem Falle um Rat und Hilfe an die Psychopathologie wenden. Wir haben gelernt, im Krankhaften und Abnormen den vergröberten, verzerrten, bis zur Karikatur einseitigen Ausdruck dessen zu sehen, was im Normalen unserem Blick entgeht. Die Maschine als „Beeinflussungsapparat" spielt, wie jedem Psychiater bekannt ist, eine typische Rolle in den Verfolgungsphantasien der Schizophrenen. Fälle dieser Art werden in jedem psychiatrischen Handbuch geschildert, in allen psychiatrischen Vorlesungen demonstriert, man ist gewohnt, sie in jeder Anstalt für Geisteskranke zu finden. Ein Verständnis für den psychischen Hergang läßt sich natürlich nur mit den Mitteln der Psychoanalyse finden; sie wurde zum ersten Male erfolgreich von V. Tausk[6] angewandt, dem es gelungen ist, ein volles Verständnis des rätselhaften Symptoms zu erzielen.

In einem besonders durchsichtigen Fall wurde der „Beeinflussungsapparat" zuerst als eine vollständige Reproduktion des eigenen Körpers der Patientin halluziniert, ähnlich etwa der ausgestreckten Figur auf einem Sarkophag. Manipulationen an einer bestimmten Stelle dieser Figur brachten Sensationen an der entsprechenden Körperstelle der Patientin hervor. Mit der Zeit wurde diese Figur flach und undeutlich, bis nur mehr der gewöhnliche, verschwommene „Beeinflussungsapparat" übrig blieb. Andere, minder markante Fälle gaben das Recht, einen ähnlichen Vorgang als typisch anzunehmen. Tausk faßt das Resultat seiner Forschung im folgenden zusammen: „Natürlich müßte diese Projektion analog im Dienste der Abwehr jener Libido stehen, die dem eigenen Körper angehört und die entweder zu groß oder zu unzeitgemäß geworden ist, als daß das Individuum sie als zu sich gehörig dulden könnte." Auch die Beziehung zum Normalen, zur Erfindung der Maschine, hat Tausk nicht übersehen: „Sind ja doch die Maschinen, die der Witz der Menschen geschaffen hat, nach dem Vorbild des menschlichen Körpers geschaffen, eine unbewußte Projektion der eigenen leiblichen Konstruktion."[7]

Freud hat die der Schizophrenie zugrunde liegende Änderung der Libidoverteilung in der Regression zum Narzißmus gefunden. Diese kommt als vollständige Zurückziehung der Libido von der Objektbesetzung in den katatonen Zuständen unmittelbar zum Ausdruck. In den Delirien und Halluzinationen der Schizophrenen (für die der „Beeinflussungsapparat" ein typisches Beispiel ist) sieht Freud einen — freilich unvollkommenen —

6) „Über die Entstehung des ‚Beeinflussungsapparates' in der Schizophrenie", Int. Ztschr. f. Psa. V, 1919, S. 1 ff.

7) L. c., S. 33, Anmerkung.

Heilungsversuch, bei dem sich der Kranke, ohne das Niveau der Regression verlassen zu können, krampfhaft bemüht, Objektbesetzungen wiederzugewinnen. Diese Auffassung, die Freud zuerst aus den schizophrenen und paranoischen Phantasien Schrebers[8] ableitete, ist durch die nachfolgenden psychoanalytischen Untersuchungen an einem umfangreichen Krankenmaterial bestätigt worden.

Kehren wir nun, mit dieser Kenntnis durch die Psychopathologie bereichert, zu unserer Fragestellung zurück: Was war jene rätselhafte Macht, die den antiken Menschen davon zurückhielt, Maschinen zu erfinden oder ernstlich zu verwenden, die an die Stelle des arbeitenden Menschen treten — obgleich ihn auf der einen Seite seine mathematisch-technischen Erkenntnisse, auf der anderen Seite die ökonomische Notwendigkeit dazu trieben?

Wir dürfen hier auf kein Material hoffen, wie es uns die Quellen — literarische Dokumente, Monumente, Inschriften und Pandekten —, wenn auch nur bruchstückweise und indirekt zur Verfügung stellen. „Der große Krumme siegt durch Schweigen" — und selbst wenn die Antike ihren Mund wieder auftun könnte, sie würde uns davon ebensowenig erzählen, wie uns ein Analysand über die unbewußten Grundlagen seiner neurotischen Hemmungen aufzuklären vermag.

Die psychologische Hypothese, mit der wir diese Lücke auszufüllen gedenken, lautet, daß es ein narzißtischer Konflikt war, der diese Hemmung den Menschen der Antike einwurzelte. Die Abwehr gegen den überstark gewordenen Narzißmus veranlaßt den Schizophrenen, Maschinen — wenn auch nur halluzinatorisch — zu erschaffen. „Rein physisch genommen, stellt er (der Beeinflussungsapparat) eine Projektion, den in die Außenwelt projizierten Körper des Kranken vor."[9] Der Kranke entledigt sich der psychischen Spannung auf die für die Krankheitsform der Schizophrenie typische Art und Weise, indem er das für ihn Unerträgliche „projiziert", hinauswirft, als einen Teil der Außenwelt erklärt, die dazu gehörigen Wahrnehmungen halluziniert und es damit als Bestandteil seiner Innenwelt erledigt („Verlust der Ich-Grenzen", nach dem Ausdruck Tausks). Der Konflikt, der statt in der wahnhaften Erschaffung der Maschinen durch die Projektion des allzusehr geliebten Ichs zu resultieren, vielmehr eine Hemmung der Phantasietätigkeit, die in diese Richtung geht, zustande brachte, war zweifellos schwächer und weniger tiefgehend, als der durch die schizophrene Regression verursachte. Das charakteristische Resultat dieser Form der Abwehr ist das Gefühl des Unheimlichen, das in jenen Sätzen Heines seinen Ausdruck in mustergültiger Klarheit findet. In

8) Sigm. Freud, Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia Paranoides), Ges. Schr., Band VIII, S. 355 ff.

9) Tausk, l. c.

irgendeiner verschwommenen Form, oft von uns selbst verleugnet, kennen wir es alle, als Reaktion auf das unvorbereitete Auftauchen von Belebung im Unbelebten, wenn ein Gegenstand, bei dem wir uns nicht durch Erwartung gerüstet hatten, beginnt, sich menschenähnlich zu bewegen oder zu sprechen. Die Verwendung des Automaten, um den Effekt des „Unheimlichen" hervorzubringen, in Literatur, Theater und Kino, ist so allgemein, daß es überflüssig scheint, hier noch Beispiele und Belege anzuführen.[10] Bei der Neurosenanalyse trifft man dieses Phänomen nicht selten in einer bis zum heftigen Angstanfall gesteigerten Intensität. Wir haben das Recht anzunehmen, daß diese Abwehrform[11] bei Menschen, deren Narzißmus stärker entwickelt und unmittelbarer auf das Körper-Ich bezogen war als der unsere, ganz allgemein intensiver ausfiel. Dabei macht es keinen Unterschied, ob die „unheimliche" Begegnung mit dem „Ich-Imitator" wirklich stattfand, oder ob die Phantasie bei jeder Annäherung an eine solche Konstruktion zurückschrak und versagte; das eine wie das andere wäre als Ausdruck eines erhöhten Schutzbedürfnisses verständlich. Wenn es — wie Plinius klagt — schon fremde Augen, fremde Beine, fremdes Gedächtnis sein mußten, deren sich die durch die Fortschritte der Zivilisation verwöhnten Herrschenden bedienten — dann sollten es wenigstens Menschenaugen und Menschenohren sein — Sinnesorgane wie die eigenen, aber keine außermenschlichen Maschinen. Der als Maschine gebrauchte Sklave war doch immer noch ein wirklicher Mensch, nicht ein menschenähnlich bewegter Automat.

War der Narzißmus der antiken Kulturmenschen stärker entwickelt, weniger geschädigt oder anders gelagert als es durchschnittlich bei uns — unseren Zeitgenossen der Fall ist? Hier sind wir an einer Stelle angelangt, bei der es wieder möglich ist, nach Zeugnissen Ausschau zu halten.

## IV.

Es heißt nur Oftgesagtes wiederholen, wenn man ausspricht, daß der menschliche Körper nie — weder vorher noch nachher — so vollendet dargestellt und zur vollkommenen Schönheit veredelt wurde, wie in der griechischen Kunst, der die ganze spätere Antike darin folgte. Das Interesse am Körper muß für jene Zeit eine Intensität gehabt haben, die unter uns nur mehr ausnahmsweise vorhanden ist, um es dahin zu bringen, daß er zum fast ausschließlichen Objekt

10) Bezüglich der Beziehungen des „Unheimlichen" zu narzißtischen Konflikten siehe Freud, „Das Unheimliche" (Ges. Schr., Bd. X, S. 369 ff.); ähnliches wurde von mir angedeutet in der Analyse des Schillerschen „Geisterseher" („Gemeinsame Tagträume", Int. Psa.-Verlag, Wien, 1924).

11) Im Frühstadium der Schizophrenie, der Projektion als „Beeinflussungsapparat" vorhergehend, erscheint diese Abwehr des Narzißmus als „Entfremdungsgefühl" (Tausk, l. c.).

erhoben, jede Einzelheit seiner Erscheinungsform — Knochenbau, Muskeln, Haut, Bewegung und Haltung — mit unermüdlichem Eifer studiert wurde. Die Absicht war dabei keineswegs auf ein Experimentieren mit möglichst großer Mannigfaltigkeit gerichtet, sondern darauf, ein vollkommenes Schönheitsideal für jeden Typus zu finden und daran dann unverbrüchlich festzuhalten. Aus der Bereitwilligkeit, Lebendiges und Charakteristisches zu vernachlässigen, wenn es dem Festhalten des Idealtypus im Wege stand, läßt sich wohl am besten nicht bloß die Stärke, sondern auch die besondere Empfindlichkeit des Körpernarzißmus ermessen, also das, was wir festzustellen bestrebt sind. Der Körper war für diese Menschen, die ihn mit einer noch ungebrochenen Libido besetzen konnten, ihr eigentliches Dasein — die Seele nur ein ungreifbar dahinhuschender Schatten, dem nicht entfernt dasselbe Interesse gewidmet wurde, bis die christliche Ära das Verhältnis umkehrte.[12] Auch nach dem Tode noch war der Körper das Wesentliche, für ihn mußte vor allem gesorgt werden. Aus dem Bittgang des Priamus, aus der Selbstaufopferung Antigones und aus dem lächerlichen Testament Trimalchios spricht in dieser Hinsicht ein und dasselbe Gefühl — das Gefühl des gesamten Altertums. Selbst der Sklave kannte keine wichtigere Verwendung für seine Ersparnisse, als sich damit in eines der *collegia funeraticia* einzukaufen, die ihm eine anständige Beisetzung garantierten.

Vielleicht darf man hierher auch die größere Unbefangenheit stellen, mit der die Antike die Liebesverbindung von Personen des eigenen Geschlechts verherrlichte. Aus sozialen Gründen stand die Homosexualität nie in hohem Ansehen, beruhte doch der Staat auf der Familie. Wenn sie trotzdem von Plato bis Petronius in hohen Tönen gepriesen werden konnte, so muß eine andere mächtige Triebkraft zu ihren Gunsten gewirkt haben. Der Narzißmus ist für die homosexuelle Fixierung ein bedeutsamer Faktor, der gerade in der idealisierten, oft zielgehemmten, aber keineswegs durch Verdrängung vom ursprünglichen Sexualziel abgelösten Form der antiken Homosexualität sehr deutlich hervortritt. Der Mann liebt den Knaben als das Idealbild seiner eigenen Blütezeit, der Knabe den Mann, der das Wunschbild seiner Reife repräsentiert — diese Formulierung hat Freud aus der griechischen Knabenliebe gezogen. Diese narzißtische Anziehungskraft, die dem anderen Geschlecht fehlte, besaß wo nicht größere Stärke, so doch allgemeinere Anerkennung als heute.[13]

---

12) Schon in den ersten Zeilen der Ilias spricht Homer davon, daß der Zorn des Achilles die Seelen so vieler Tapferer dem Hades zuwarf, sie selbst aber den Vögeln zum Fraß wurden. Der Körper war der eigentliche Mensch und blieb es in der ganzen Antike. Die Grabschriften der Spätzeit, z. B. „*non fui, non sum*" sprechen genau dieselbe Sprache.

13) Auf die wichtige Rolle des Narzißmus in der Kastrationsangst der männlichen und dem Penis-Neid der weiblichen Homosexuellen wird hier nicht eingegangen.

In einer früheren Arbeit[14] wurde auf die Verschiedenheit des antiken und modernen Gefühls der unbelebten Natur gegenüber hingewiesen. Die animistische Auffassung, die in Baum und Berg, in Wasser und Wolken, selbst in den Himmelskörpern lebendige, meist menschenähnliche Wesen sah, wurde von der Antike nicht mehr so wörtlich genommen, wie von den Völkern primitiver Kulturstufe, aber nie ganz aufgegeben. Die Gottheiten, die als Beschützer der sozialen Verrichtungen und Institutionen galten, hörten doch nie auf, die Natur zu personifizieren; die Kulte waren voll von animistisch-magischen Handlungen. Wenn dies alles in der offiziellen römischen Staats- und Kaiserreligion in den Hintergrund trat, so fand es in den von anderen Völkern übernommenen Kulten mit ihrem mystischen Ritual eine neue Stätte. Die gefühlsmäßige Einstellung des Menschen zu der ihn umgebenden Natur drückte sich aus in ihrer Erfassung als menschlich gestaltete Götter und Halbgötter, die schenkten oder schädigten, segneten oder drohten, deren Dasein aber überall und immer fühlbar war. Diese Projektion des Ichs ist wohl eines der frühesten Phänomene in der Entwicklung der Menschheit, das sich in jedem Kind wiederholt. Selbstverständlich ist ein Stück davon auch im Erwachsenen erhalten geblieben, doch geht der Narzißmus unserer Entwicklungsstufe andere Wege. Die Projektion, an der die Antike festhielt, ist natürlich genau derselbe Mechanismus wie die Projektion, die den Schizophrenen zur Erschaffung des „Beeinflussungsapparates" führt — ein Hinausschleudern des eigenen Ichs in die Außenwelt zur Erledigung eines inneren Konfliktes. Aber das Resultat ist gegensätzlich — wie sich ja nun nach unserer Ansicht die schizophrene Halluzination und die antike Hemmung als positive und negative Pole gegenüberstehen: Der animistische Mensch belebt mit seinem, für ihn nicht mehr verwendbaren Narzißmus das Unbelebte, der Schizophrene verwandelt seinen eigenen Körper in fremdes Unbelebtes (erst durch „Entfremdungsgefühl", bei weiterer Regression als „Beeinflussungsapparat").

Auf dem Niveau griechisch-römischer Zivilisation konnte die ästhetische Aufnahme und Wertung des Natureindrucks nicht auf einen, wenn auch noch so verfeinerten Animismus beschränkt bleiben. Um ein genaues Bild dieser Auffassungen zu gewinnen, müßte man alle wesentlichen Naturschilderungen der klassischen und nachklassischen Literatur sammeln, vergleichen und prüfen, eine Leistung, für die hier weder Raum noch Neigung vorhanden ist. Doch ergibt sich als Niederschlag aus zahlreichen, wenn auch nicht genau bestimmbaren Eindrücken, daß der ästhetische Natureindruck weit weniger von der Natur an und für sich ausging und weit mehr von der Natur in ihrer Beziehung zum Menschenleben und seinen Neigungen und Bedürfnissen. Nehmen wir als ein Beispiel für viele den allbekannten Lobgesang

14) „Über Naturgefühl", Imago, I, 1912, S. 119 ff.

des Horaz auf die venusische Quelle. Der Reiz der gepriesenen Quelle, den die knappen, unübertrefflich anschaulichen Strophen auch heute noch wiedergeben, ist ihr *frigus amabile,* die erquickende Kühle, die sie dem Hirten und der Herde spendet. Bis ins kleinste Detail hat alles, was geschildert wird, eine Beziehung zu den Menschen, die sie umwohnen; für die „Schönheit an und für sich", für eine reine, vollkommen nutzensfremde Betrachtung bleibt genau so wenig übrig, wie bei dem „*fons vicinus tectis jugis acquae*", den sich Horaz für sein Ideal eines Landgutes wünscht. Das soll natürlich nicht besagen, daß Horaz oder sonst ein Dichter der Antike die Natur nur unter dem Gesichtspunkt des gemeinen Utilitarismus zu betrachten fähig war, wohl aber, daß das menschliche Element immer vorhanden sein mußte und daß die Naturschönheit erst von ihm aus gesehen ihren Reiz erhielt. Dies wird bestätigt durch die Tatsache, daß die Antike mit der Natur, die dem Menschen fremd und feindlich war, ihm weder Heimstätte noch Nahrung gönnte, ästhetisch nichts anzufangen wußte. Weder in den Felsen des Hochgebirges noch in der Unendlichkeit des Meeres suchte und fand die Antike die Schönheit der Natur. Im schroffen Gegensatz dazu steht jene Form des Naturgefühls, die im 18. Jahrhundert, am stärksten durch Rousseau, in Aufnahme kam; von ihr läßt sich fast sagen, daß sie die Natur nur dann voll als schön empfindet, wo sie von allen menschlichen Spuren frei geblieben ist — die Nutzensbeziehung zur Natur wird als Knechtschaft oder Schändung empfunden.

Für die Antike stand in jedem Falle der Mensch im Mittelpunkt, so wie das ptolemäische System die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls stellte. Dieser Mittelpunkt, der sich überzeugt hielt, daß er es sei, dem die Natur zulächelnd diene, war nicht eine bloße Abstraktion des Menschentums, sondern der Mensch der eigenen Sprache, des eigenen Volkes, der eigenen Sippe, in dem jeder einzelne sich selbst wiedererkennen durfte.

Das nächste Kapitel der Geschichte brachte die völlige Zertretung und rücksichtslose Ausrottung gerade dieser Form des Narzißmus, die wir die „naive" nennen möchten. Die neue Lehre war, daß der Körper etwas Sündiges und Abscheuliches sei, nur dazu da, um verachtet, mißhandelt und möglichst bald abgelegt zu werden. Asketische Anachoreten, Märtyrer und Mönche predigten die Abtötung des Fleisches durch Wort und Beispiel. Der Narzißmus, dem jede Befriedigung am eigenen Ich durch das tiefe Gefühl der Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit versperrt war, wurde der Vorstellung einer Gottheit zugewandt, mit der das Ich eine mystische Vereinigung — und damit den Wiederbesitz seiner vollen narzißtischen Besetzung — anstrebte. Diese Änderung blieb zunächst ohne Einfluß auf die Erfindungen, da Europa ohnehin auf das Niveau primitiver Eigenwirtschaft mit bloß lokalem, oft direktem Warenaustausch herabgesunken war. Erst als sich nach den Kreuzzügen die Anfänge

einer wiedererwachten Warenproduktion und eines internationalen, auf Geld und Kreditgewährung beruhenden Güteraustausches entwickelten, machten sich die Folgen der gründlichen Veränderung im Antlitz der abendländischen Menschheit fühlbar.

Es hat für unsere These großes Interesse, wie verschieden die Frühformen dieser langsam heraufziehenden neuen Zeit, des Zeitalters der Erfindungen, waren. In Italien, das durch seine Renaissance am unmittelbarsten an die Antike wieder anknüpfte, kehrte auch die antike Form des am Körper-Ich fixierten Narzißmus wieder. Der Menschenkörper wurde wieder gepflegt und gefeiert, seine wiederentdeckte Schönheit war wie einst der Hauptgegenstand der Kunst. Und merkwürdig — in der italienischen Renaissance, trotzdem sie so unendlich viel Geniales, für die Zukunft Wegleitendes hervorbrachte, trotz des Forschergeistes eines Lionardo, fehlen bis weit in die Zeit der Spätblüte hinein die Entdeckungen von großer praktischer Auswirkung fast vollständig. Die Neuerungen, die eine gewaltige Umwälzung hervorriefen, z. B. die Erfindung der Handfeuerwaffen, der Buchdruck kamen aus dem Norden, der in künstlerischer, geistiger und ökonomischer Entwicklung mit dem Italien der Renaissance nicht entfernt wetteifern konnte. Hier, wo jenes Körpergefühl der Antike nie heimisch gewesen war, ging die neue Strömung, die dem Menschen ein verlorenes Stück seiner Selbstliebe und Selbstachtung wiedergab, in andere Richtung. Die Wiedergewinnung der Macht, die im Mittelalter der Gottheit und ihren Vertretern auf Erden abgetreten war, wurde hier zum Ziel des wiedergewonnenen Stücks der narzißtischen Befriedigung. In der Reformation schränkte das Laientum die Macht der Kirche ein, vertrieb den Mönch aus seinem Kloster, nahm dem Priester das Vorrecht des Kelches und der ausschließlichen Kenntnis der heiligen Schriften. Doch dieses Streben nach Macht ging tiefer als es das Bewußtsein wollte und ahnte; das Ziel war, die Naturkräfte dem Menschen zu unterwerfen und in seinen Dienst zu zwingen, selbst zu vollbringen, was bisher als Vorrecht der Allmacht gegolten hatte. Lebensnot und der Wunsch nach narzißtischer Befriedigung durch die Erprobung seiner Macht drängte den Menschen nunmehr in die Richtung der Maschine, die für ihn viel von ihrer Unheimlichkeit verloren hatte.

**Literaturverzeichnis**

Außer den Werken Freuds, sowie der übrigen psychoanalytischen Literatur und den Schriften von Böhm-Bawerk, Burckhardt und Marx wurden folgende Bücher der Fachliteratur benützt:

Barrow, R. H., Slavery in the Roman Empire. — Boissier, G., La religion Romaine. — Diels, H., Antike Technik. — Fowler, W. W., Social life at Rome at the age of Cicero. — Marquardt, I., Das Privatleben der Römer. — Meier, R., De Heronis aetate. — Paulys Wissowa, Real-Encyclopädie des klassischen Altertums, Artikel „Heron". — Rostovtzeff, M., The Social and Economic History of the Roman Empire. — Salrioli, G., Le capitalisme dans le monde antique. — Tenney, F., An Economic Hystory of Rome.

# Schneewittchen

## Versuch einer psychoanalytischen Deutung[1]

Von

J. F. Grant Duff

London

Im Märchen finden die lauten Wünsche des Menschenherzens, die zum größten Teil ganz deutlich ausgesprochen sind, ihre Erfüllung. Im „Happy-End" heiraten Held und Heldin nach der Niederlage ihrer Feinde. Aber es gibt verdrängte Wünsche, die die Menschen selbst im Märchen nur andeuten dürfen; solche wollen wir in dem Schneewittchen-Märchen zu erraten versuchen. Gleich eingangs begegnen uns Wünsche beider Art. Schneewittchen wird uns als des Königs Tochter vorgestellt; sie gehört einer Familie an, die bedeutend und reich ist. Dieser Wunsch bedarf keiner Verhüllung, wohl aber der nächste: Es ist schön zu leben und dazu muß man geboren sein, aber es ist nicht schön, daß der Vater die Mutter so liebt, daß er mit ihr Kinder kriegt. Dieser Wunsch — daß der Vater mit der Mutter nicht verkehren möge —, verrät sich in andeutenden Symbolen. Die Königin sitzt am Fenster und näht, und während sie näht, sticht sie sich in den Finger. Wir erkennen darin eine Andeutung der Defloration, einer Defloration aber, die sozusagen autoerotisch vor sich geht. In einer Variante des Schneewittchen-Märchens fahren ein Graf und eine Gräfin zusammen, und der Graf wünscht sich eine Tochter. Bald danach treffen sie ein Mädchen, das genau den Wünschen des Grafen entspricht. Obwohl das Fahren auf elterlichen Verkehr hindeutet, entspricht doch das Mädchen den Wünschen des Grafen wie er es auf der Fahrt phantasierte; das gräfliche Paar trifft das Mädchen am Wege als Kind, nicht als Baby; so ist denn die Gräfin nicht des Mädchens Mutter. Aus beiden Varianten spricht die Tendenz, den elterlichen Koitus zu negieren.

Die Mutter sitzt am Fenster und näht und phantasiert. Sie möchte so gerne ein Töchterchen haben, das so ist, wie sie sein möchte, ein Töchterchen, das ihre narzißtische Eigenliebe befriedigt. Sie hat eine Schneelandschaft vor sich; der Fensterrahmen ist aus Ebenholz, und das Blut aus dem gestochenen Finger fällt auf den Schnee. Eine solche Tochter möchte sie haben: weiß, schwarz, rot. Man wird hier an den Aberglauben der Primitiven erinnert, die meinen, daß der Geist, der in den Körper der Frau dringt und ihr Kind wird, aus Baum, Felsen oder Tier stamme, an denen die Frau vorbeigeht oder die sie das

1) Der vorliegende Deutungsversuch bezieht sich auf die in den „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm enthaltene Fassung des Märchens. Andere Fassungen sind außer acht gelassen worden.

erste Mal, da sie des Kindes in ihrem Leib gewahr wird, sieht. So scheint Schneewittchen von den drei Dingen abzustammen, die eben in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit der Königin auf sich zogen: Schnee, Ebenholz und Blut. Fragt man sich, warum diese Dinge in die Phantasie der Mutter verflochten sind, so liegt die Antwort nahe: die ambivalenten Regungen der Mutter kommen hier gut zum Ausdruck. Ein Mädchen, so weiß wie Schnee, so schwarz wie Ebenholz, so rot wie Blut entspricht ihrer Idee von weiblicher Schönheit; aber weiß und schwarz sind Farben, die uns an den Tod gemahnen, auch Blut erinnert an den Tod; es mögen auch bei den Worten „rot wie Blut" unbewußte Gedanken an das Liebesleben der Tochter in der Mutter anklingen, mit der sie sich identifizieren will; denn die Tochter ist ihr zweites Ich, soll schöner sein, mehr Liebe empfangen und sie mehr genießen, als sie selbst; und doch ist die Tochter auch eine Nebenbuhlerin und so soll sie tot sein.

Gehen wir zu der Tochter über; sie ist die Heldin des Märchens, aber da sich die dichterische Phantasie in allen Gestalten offenbart, war es nötig, auch das Unbewußte der Mutter zu beleuchten. Die negative Einstellung der Tochter erkennen wir daran, daß die Mutter gleich stirbt. Die Konkurrentin ist beseitigt. Die Erfüllung dieses Wunsches der Tochter leitet die Strafen ein, von denen die weitere Geschichte erzählt. Die gute Mutter stirbt und wird durch die böse ersetzt; das ist das Ergebnis der Todeswünsche des Kindes. Diese zweite Mutter ist sehr schön, ein Umstand, der dem Töchterchen Gelegenheit zur Bewunderung, aber auch zur Eifersucht gibt.

Das narzißtische Element, das uns in dem Märchen von Beginn an entgegentritt, setzt sich in dem Spiegel der Stiefmutter fort, in dem sie sich immer wieder beschaut, und den sie immer wieder befragt:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Die Antwort lautet:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land."

In seinem interessanten Buch über Spiegelzauber[2] berichtet Róheim, daß gewisse Primitive, die Galaresen „glauben, daß ein Kind, welches seinem Vater ähnlich sieht, dessen Schatten oder Abbild genommen hat, und so muß der Vater bald sterben". Zu diesem Aberglauben bemerkt er:

„Während sich also der starre Narzißmus der Primitiven schon durch die Möglichkeit der Übertragung auf die eigenen Nachkommen bedroht fühlt, ist die Doppelung des Ichs im Kinde auf etwas höherer Stufe schon ein Zielpunkt der narzißtischen Strebungen. In Indien verbringt eine Frau, wenn sie sich Mutter fühlt, einen großen Teil ihrer Zeit damit, daß sie in den Spiegel schaut, in der Annahme, ihr Kind werde ihr dadurch ähnlich werden."

2) Wien, Int. Psychoanalyt. Verlag, 1919.

Beide Einstellungen des Narzißmus sind in dem Märchen von Schneewittchen sehr schön wiedergegeben. Die gute Mutter wollte eine schöne Tochter haben; sie freut sich an dem Kind, das ein Ebenbild ihrer Vorzüge ist oder sie sogar übertrifft. Die böse Mutter dagegen fürchtet sich vor der lieblichen Tochter. Ihr Spiegel zeigt ihr, daß sie selber älter wird, und sie sich nicht mehr mit der Tochter messen kann.

In einer von Grimm angegebenen Variante ist der Spiegel durch einen Hund ersetzt, der Schneewittchen gehört; wie Schneewittchen später fort ist, liegt der Hund traurig im Schloß; die Königin befragt ihn über ihre Schönheit und der Hund gibt die Antwort, daß Schneewittchen die Schönste sei. Man kann kaum daran zweifeln, daß der Hund der Repräsentant des Vaters ist; danach dürfen wir vermuten, daß auch dem Spiegel diese Rolle zufällt. Diese Annahme liegt aber auch ohne Rücksicht auf diese Fassung des Märchens nahe, denn in den Augen des Kindes macht sich die Mutter schön — um des Vaters willen; wenn sie vom Spiegel wissen will, ob sie schön sei, tut sie es um des Vaters willen. Sie will durch ihre Schönheit die Liebe des Vaters an sich fesseln. So gibt das Märchen den uralten Konflikt zwischen Tochter und Mutter um den Vater wieder; da das Märchen die Erfüllung der Wünsche der Tochter darstellt, sagt der Vater oder sein Repräsentant, der Spiegel, daß das Schneewittchen die Schönste ist.

Vermutlich ist hier auch etwas anderes in das Märchen eingeflochten. Man pflegt Mädchen, die eine schöne Mutter haben, zu sagen: „Aber so schön wie deine Mutter wirst du nie sein." Hier ist die Tochter die Schöne. Ferner wird dem Mädchen in der Kinderstube überhaupt nicht erlaubt, sich im Spiegel zu beschauen. Die Mutter tut es aber. Das erzürnt die Tochter: Warum sollte nicht auch sie sich mit Hilfe des Spiegels schön machen dürfen? Das Märchen dichtet vom Gesichtspunkt der erzürnten Tochter aus, wenn es in der Beziehung der Mutter zum Spiegel ihre ganze Eitelkeit, ihre Selbstliebe, ihren Neid auf die Tochter und ihre magische Macht, das Verborgene zu sehen, erkennt. Das Kind fühlt, daß die Erwachsenen eine unheimliche Macht haben, zu wissen was die Kinder tun, und das Kind ahnt dumpf, daß sie es wissen, weil sie dasselbe tun, also mit Hilfe ihrer Fähigkeit zur Identifizierung: Mutter und Kind spiegeln einander.

Hanns Sachs[3] hat gezeigt, daß ein Kunstwerk aus einem Konflikt hervorgeht und daß eine Entstehung einer Versöhnung des Über-Ichs entspricht. In dem manifesten Inhalt dieser Erzählung brauchte Schneewittchen gar keine Versöhnung mit ihrem Über-Ich, denn sie ist ganz schuldlos. Aber da sie den

3) Kunst und Persönlichkeit, Imago, XV, 1929, S. 1 ff. Vgl. auch Hanns Sachs. Gemeinsame Tagträume, Wien, Int. Psychoanalyt. Verlag, 1924.

Untaten der Stiefmutter ausgeliefert ist, müssen wir annehmen, daß sie nicht so schuldfrei ist, wie es scheinen möchte, und hinter der offenkundigen Eifersucht der Mutter ahnen wir die heimliche Eifersucht der Tochter. Aber das Über-Ich ist im Märchen nicht streng. Die Strafen, die Schneewittchen zuteil werden, sind sorgsam dosiert. Sie muß es sich gefallen lassen, daß der Jäger sie in den Wald schleppt, und später, daß die Königin sie vergiftet — aber es schadet ihr doch alles nichts.

Der Jäger soll Schneewittchen töten und Leber und Herz der Stiefmutter bringen. Wir finden uns hier vor der Phantasie, von den Eltern gefressen zu werden; hier vom gleichgeschlechtlichen Elternteil. Man findet diese Phantasie so häufig in Märchen, in den Riten der Primitiven und im Unbewußten der Kulturmenschen, daß man sich fragt, ob der Mensch (resp. das Kind) an dieser gefürchteten Phantasie darum festhält, weil das Aufgefressenwerden von dem gleichgeschlechtlichen Elternteil eine Identifizierung mit ihm bedeutet. In dem Märchen ist — genau wie im Bewußtsein des Kindes — das Gefressenwerden als eine furchtbare Gefahr aufgefaßt. Schneewittchen entkommt dieser Gefahr; sie ist so hold, daß der Jäger es doch nicht übers Herz bringt, sie zu töten, und die Stiefmutter bekommt nur die Leber und das Herz eines Frischlings zu essen. Daß auch die wilden Tiere ihr nichts antun wollen, zeigt uns, wie böse die Stiefmutter ist. Denn sie will Schneewittchen fressen, obwohl selbst die wilden Tiere bei Schneewittchens Anblick ihre fleischfressenden Gelüste vergessen.

Der Jäger bringt uns auf die von Winterstein[4] so aufschlußreich erörterte Frage nach den im Volksmärchen enthaltenen Spuren der Pubertätsriten der Mädchen unter den Primitiven. Bei manchen Stämmen wird das Mädchen im Pubertätsalter von einem älteren Mann oder einem Priester (einen Vaterersatz) außerhalb des Dorfes, also in der Wildnis, defloriert, oft mit den Fingern, zuweilen mit einem Steinmesser oder einem ähnlichen Instrument. Es kommt auch vor, daß der erste Koitus mit dem Mädchen von einem untergeordneten Mann vollzogen wird. So dürfen wir uns fragen, ob der Jäger ein solcher Vaterersatz sei, dessen Pflicht es war, das Mädchen zu deflorieren? Reicht das Märchen mit seinen Wurzeln bis in eine Zeit, wo solches den Mädchen geschah? Seine uns jetzt bekannte Gestalt erhielt das Märchen in Zeiten mit veränderter Weltanschauung und, der wunscherfüllenden Tendenz des Märchens entsprechend, ist aus dem gefährlichen deflorierenden Mann ein freundlich schonender geworden. Wir müssen uns daran erinnern, daß die Defloration, die bei uns dem Sittengesetz nach der Hochzeit folgt, bei sehr vielen Primitiven der Hochzeit vorangeht. Ist der Frischling vielleicht auch der

4) Die Pubertätsriten der Mädchen und ihre Spuren im Märchen, Imago, XIV, 1928, S. 199 ff.

Repräsentant des Wildes, das bei manchen Stämmen von den Männern für den Schmaus, mit dem die Pubertätsriten enden, erlegt wird?

Das Zusammenleben Schneewittchens mit den Zwergen weist deutlichere Spuren dieser Riten auf. Winterstein hebt hervor, wie oft die Heldin des Märchens irgendwie für eine Zeitlang isoliert lebt. Meist ist es der Neid der Mutter, vor dem es flieht und in einem einsamen Orte versteckt wohnt. Dies bringt Winterstein in Zusammenhang mit der sehr verbreiteten Sitte der Wilden, die die Mädchen zur Zeit der Pubertät zu isolieren pflegen. Das nennt Winterstein „das Mädchenexil". In diesem Exil sind die Mädchen zu Anfang der Pubertät entweder allein oder mit anderen Initiations-Kandidatinnen zusammen — in einer Hütte außerhalb des väterlichen Hauses eingesperrt; bei anderen Stämmen baut man für sie eine Zelle im väterlichen Hause oder sie müssen etwa in einer Hängematte unter dem Dach liegen. Der Sinn dieser und ähnlicher Riten ist die Isolierung der Mädchen von anderen Menschen, denn sie gelten als tabu. Wenn die übliche Zeit abgelaufen ist und die Mädchen sich verschiedenen Gebräuchen unterworfen haben, vereinigt man sie mit ihren künftigen Gatten und sie leben als Frauen unter den Frauen des Stammes. So lebt Schneewittchen von Menschen entfernt, bis der künftige Gemahl kommt. Es wird angenommen, daß, während die Mädchen so im „Exil" leben, sie von irgendeinem Ungeheuer, Ahnengeist oder anderem Vaterersatz vergewaltigt werden, wofür die Menstrualblutung der Beweis ist. Vielleicht fällt die Rolle dieses Ahnengeistes den Zwergen zu. In einer Variante des Märchens bringt die Stiefmutter Schneewittchen zu der Höhle der Zwerge eben darum, weil sie weiß, daß die Zwerge alle Mädchen töten, die in ihre Nähe kommen. Die Stiefmutter schickt Schneewittchen in die Höhle und sagt, daß sie warten soll, bis sie zurückkommt; dann geht sie stracks nach Hause, und Schneewittchen verdankt es nur ihrer eigenen Lieblichkeit, daß die Zwerge sie nicht töten. Man denke an die nahe Beziehung zwischen Tod und Liebe und an die sadistische Auffassung des Koitus in den Phantasien des kleinen Kindes.

Bei manchen Stämmen lernen die Mädchen in der Zeit des Exils auch Arbeiten, die zur Ausbildung der Frauen gehören. Vielleicht deutet die Tatsache, daß Schneewittchen den Zwergen die Wirtschaft führt, auf diesen Brauch hin, und vielleicht gehören Schneewittchens Ohnmachtsanfälle, die von den Taten der Stiefmutter stammen, zu den Mutproben oder Strafen, die die Mädchen in manchen Fällen durchmachen müssen. Bei vielen Stämmen werden die Mädchen von gewissen Frauen versorgt, dürfen außer mit diesen mit niemandem sprechen und dürfen ihr Versteck nicht verlassen. In jener Variante des Märchens, in der die Zwerge als Mädchentöter auftreten, ist Schneewittchen von Anfang an verboten, irgend jemanden hereinzulassen, und hätte sie gehorcht, so wäre ihr nichts geschehen.

Es ist interessant zu sehen, welche Wandlung der Begriff der Riten in der Umgestaltung des Märchens durchgemacht hat: die anerkannte soziale Idee der Riten ist ausgemerzt, und die ihnen zugrunde liegenden nicht zugestandenen unbewußten asozialen Motive sind deutlich ausgeprägt. Es ist, als ob im Märchen die Riten vom Standpunkt der Geschädigten, Leidenden gesehen würden. Fragt man die Primitiven, warum man die Mädchen so behandelt — und manche der Riten sind so grausam, daß die Gesundheit der Mädchen zugrunde geht und manche sterben —, so antworten sie fromm, daß, wenn man das und das nicht täte, es den Mädchen und auch anderen Stammesangehörigen sehr schlecht ginge, und drücken so den positiven sozialen Sinn der Riten aus; die Märchen dagegen heben den negativen Anteil der ambivalenten Regungen der Frauen und Männer hervor, von denen die Riten stammen. Das ganz kleine Kind, das lieblos erzogen ist oder das aus anderen Gründen schlechter Laune ist, sieht die Maßregeln der Kinderstube in diesem Sinne. Die Mutter sagt, „das tue ich, weil ich dich liebe", und das Töchterchen denkt, „das tust du, weil du mich hassest". Die Stiefmutter schnürt Schneewittchen, bis es erstickt. In Zeiten, da Kinder in ihren Kleidern Schnüre am Hals und an Hüften hatten, muß die Mutter oft die Schnur zu fest gezogen haben, und wenn Mutter und Kind nicht gut miteinander standen, so daß das Kind sich nicht etwas zu sagen getraute, dann kann das Kind leicht gedacht haben, „das tust du, weil du mich nicht liebst". Die Mütter kämmen das Haar des Kindes und haben keineswegs immer leichte Hände, und das Kind, das den unbewußten Sadismus in den rohen Händen merkt oder vermutet, sagt sich wieder, „wenn man mich so kämmt, kann man mich nur hassen".

In der Kinderstube finden wir noch eine Determinante für das Symbol der Zwerge, nämlich die Geschwister. Von diesem Standpunkt aus bedeutet die Ankunft des Schneewittchens in der Höhle der Zwerge ihre Geburt. Die Mutter hat ein neues Kind und die anderen stehen ihm feindselig gegenüber. In der einen Variante des Märchens stehen die Zwerge dem Schneewittchen feindselig gegenüber, sie sind Mädchentöter: das entspricht der Realität, in der die Kinder das neu ankommende Geschwisterchen zuerst tot-wünschen. In der anderen, bekannteren Variante sind die Zwerg-Brüder; sie sind nicht böse, obwohl ihnen der Neuankömmling Speise und Trank und Platz nimmt; ihr lautestes Gefühl ist Neugier: „Wer ist das"? In beiden Varianten aber tritt das Tendenziöse, Egozentrische und Narzißtische des Märchens hervor. Es ist Schneewittchens Schönheit, die die Zwerge für sie gewinnt, kein äußerlicher Zwang, der sie hindert, den Eindringling zu töten. Im Gegenteil, die grausame Mutter hat den Tod des Kindes gewollt, statt das Kind zu schützen, aber die Lieblichkeit Schneewittchens ist zu groß; die Zwerge lieben sie vom ersten Augenblick an. Wir bekommen aber doch einen Wink, wie es möglich sei,

daß Kinder sich liebgewinnen. Sie bilden zusammen einen Bund gegen die Eltern. Sie identifizieren sich miteinander in ihrer gemeinsamen Schwäche, in ihrem gemeinsamen „Nicht-Erwachensein“ und in ihrem gemeinsamen Groll gegen die Eltern; denn so groß auch die Liebe des kleinen Kindes zu den Eltern ist, es hat auch bei den klügsten und verständnisvollsten Eltern Ursache, ihnen zu grollen; die Eltern müssen versuchen, das kleine Triebwesen an die Geschwister und an die anderen sozialen Ansprüche der Welt anzupassen. So machen die Zwerge mit Schneewittchen gemeinsame Sache gegen die Stiefmutter. Ein anderes Motiv der Geschwister-Freundschaft ist das gemeinsame „Kinderspielen“. Die Kinder spielen „Mutter und Vater“. Der Knabe, der den Vater spielt, geht an die Arbeit, während das Mädchen in der Rolle der Mutter die Hausarbeiten besorgt, und sie gebrauchen Puppengerät als Hausgerät. So sorgt auch Schneewittchen für die Zwerge, und sie essen alle von einem „Tischlein“ mit „Tellerlein“ und „Becherlein“. Vielleicht deuten die Bettchen und Schüsselchen der Zwerge und die Zwerge selber auf den Wunsch des kleinen Mädchens hin, größer zu sein als die älteren Brüder: für Schneewittchen sind die Kinderstühle und Tische zu klein, nicht sie ist jetzt die Kleine, sondern die Brüder. Vielleicht aber deuten auch die spielerisch kleinen Sachen, mit denen Schneewittchen hantiert, auf die Sehnsucht des schon menstruierenden Mädchens nach einem früheren Stadium der Kindheit hin, als man noch Verheiratetsein spielte, das spielte, was nun in der Nähe bange macht.

In der Variante des Mädchens, in der die Königin das Schneewittchen zur Höhle bringt, hat sie drei Töchter: so ist man versucht zu denken, daß Schneewittchen, indem sie mit den Zwergen wohnt, nicht nur die Mutter, sondern auch die Schwestern los sein will, und die Antwort des Hundes — des Spiegels — sich nicht nur auf die Schönheit der Mutter, sondern auch auf die der Stiefschwestern bezieht. „Schneewittchen ist schöner bei seinen sieben Zwergen als die Frau Königin mit ihren drei Töchtern.“ Alle weiblichen Wesen sollen Schneewittchen fern bleiben. Die männlichen, der Hund und die Zwerge, gehören zu ihr. Die Brüder aber werden nicht ganz voll genommen; sie sind nur Zwerge.

Wenn wir in der Annahme, daß das Verbleiben in der Zwergenhütte ein sehr verwischtes Überbleibsel des „Mädchen-Exils“ sei, das Richtige getroffen haben, dann dürfen wir auch vermuten, daß für das Unbewußte der Aufenthalt Schneewittchens in der Hütte eine sexuelle Bedeutung habe. Auch wenn wir „Zwerg“ und „Hütte“ als Symbole deuten, so werden wir in diese Richtung gewiesen und können das Spielleben mit den Zwergen als eine Vorstufe von Schneewittchens späterem sexuellen Leben mit dem Prinzen ansehen. Wir können auch hier eine Andeutung der Masturbation finden. Wäre Schnee-

wittchen in der Analyse und erzählte sie von ihrem Leben mit den Zwergen als von einem Traum, so würden vielleicht ihre Einfälle zu dem Traum darauf hindeuten, daß Zwerg für ihr Unbewußtes gleichbedeutend mit der Klitoris ist und die Hütte, in der sie hantiert, ihre Scheide bedeute. Phantasiert sich Schneewittchen in die Gebärmutter (Hütte) der Mutter zurück, wo sie mit den kleinen Brüderchen spielte? Manche Kinder, denen erzählt wird, daß sie ehemals als ganz kleine Wesen in der Mutter wuchsen, pflegen sich vorzustellen, daß sie in ihr schon mit den Geschwistern zusammen waren und die einen früher, die anderen später in die Welt entlassen wurden. Schneewittchen bleibt dann tot im Sarg (dem Mutterleib), bis der Prinz, der Vater, sie zum Leben erlöst. Oder masturbiert Schneewittchen mit der Phantasie, den väterlichen Penis in ihrem Genitale zu haben? Der väterliche Penis — der dem kleinen Mädchen riesengroß erscheint — wird, wie es in der Traumsprache geschieht, durch das Gegenteil dargestellt — den Zwerg —, aber daß er versiebenfacht auftritt, verrät doch, wie mächtig ihn die Tochter denkt. Wir erinnern uns hier, daß wir schon eingangs vermutet haben, unser Märchen habe mit dem Ödipuskomplex des Mädchens etwas zu tun.

Sind die Masturbationsphantasien Schneewittchens an den Vater gebunden, so enthalten sie nicht nur einen libidinösen, dem Vater zugewandten Anteil, sondern auch einen aggressiven, feindseligen, gegen die Mutter gerichteten. In „Das Unbehagen in der Kultur" hebt Freud hervor, daß Schuldgefühl innig mit Aggression zusammenhängt, d. h. es ist „die Aggression, die sich in Schuldgefühl umwandelt", und es ist eine uns vertraute Einsicht, daß Schuldgefühl nach Strafen drängt. Wir haben schon erwähnt: wenn Schneewittchen leiden muß, so dürfen wir daraus erschließen, daß die Feindseligkeiten der Stiefmutter gegen sie ihre eigenen aggressiven Wünsche gegen die Stiefmutter spiegeln. Die Strafen, die sie in der Zwerghütte erleiden muß, sind todesähnliche Zustände. Wenn wir Freuds Deutung von Dostojewskis epileptischen Anfällen[5] heranziehen, dann dürfen wir vermuten, Schneewittchens „Totsein" repräsentiere die Erfüllung des Todeswunsches gegen die Mutter und zugleich die Strafe für diesen Wunsch. Aber man denkt auch an den Ausdruck „Niederkunft der Frau". Der letzte Ohnmachtsfall wird auf eine Weise eingeleitet, die unseres besonderen Interesses gewiß ist. Schneewittchen ißt mit der Königin einen Apfel. Das Essen eines Apfels ist ein uraltes und allgemein verstandenes Symbol für sexuellen Genuß; das gemeinsame Essen ist außerdem ein uraltes Symbol für Identifizierung. Wenn also Schneewittchen einen Apfel mit der Mutter zusammen ißt, so hat sie sich mit der Sexualität der Mutter identifiziert. Für diese verpönte Identifizierung wird sie mit einem todesähnlichen Zustand bestraft, aus dem sie erst befreit wird, als sie den

5) S. Freud, Dostojewski und die Vatertötung, Almanach der Psychoanalyse 1930.

Apfel ausspuckt; symbolisch bedeutet das, daß, wenn sie auf ihren Anteil an sexuellen Genüssen der Mutter — d. h. auf den Vater — verzichtet, sie keine Strafen mehr braucht. Dürfen wir auch in dem Essen des Apfels den Widerhall von einem Sachverhalt sehen, auf den Sachs in seiner Arbeit „Über einen Antrieb der Bildung des weiblichen Über-Ichs"[6] aufmerksam macht? „Wenn der genitale Wunsch nach dem Vater, resp. nach dem Kinde ... gescheitert ist, dann macht das kleine Mädchen eine letzte Anstrengung ... an der Vaterfixierung festzuhalten, indem es die ursprünglich an der Brustwarze der Mutter befriedigten oralen Wünsche mit großer Intensität auf den Vater überträgt ... Diese orale Regression nimmt sich den Vater, nicht die Mutter zum Sexualobjekt." Das Mädchen, sagt Sachs weiter, versucht sich den Vater auf oralem Wege einzuverleiben, und weil dieser Impuls sich nicht an der noch nicht erkannten Vagina vollziehen kann, wird er auf den Mund verschoben. Diesen oralen Wunsch hält Sachs für normal für das weibliche Kind. Schneewittchen macht jetzt die letzten Vorstufen der vollen genitalen Entwicklung durch und erlebt die letzten ödipalen Phantasien: sie ist vergiftet = geschwängert und zur Strafe verurteilt. Sie stirbt. In einer Variante legen die Zwerge Schneewittchen in einen silbernen Sarg; so wird auch hier das Weiße mit dem Tod verbunden. In der Version, die Grimm vollständig gibt, setzen die Zwerge Schneewittchen in einem gläsernen — also wiederum weißen — Sarg bei. Man spürt auch irgendwie einen Hinweis auf den Spiegel, denn der Prinz sieht sie in Glas = im Spiegel. (Vielleicht wiederum eine Identifizierung mit der Mutter.) Soll das Stolpern der Diener über einen Strauch Defloration bedeuten? Diese Deutung paßte gut zu den Pubertätsriten, in denen das Exil durch eine rituelle Defloration mit oder ohne Koitus abgeschlossen wird, und das Mädchen ihrem Bräutigam zugeführt wird. Nach dieser Auffassung würden: Jäger, Zwerge, Diener „Dubletten" sein, ebenso wie auch Zwerghütte und Sarg.

Das Ende der Geschichte deutet vielleicht wieder auf einen primitiven Brauch. Bei manchen Naturvölkern müssen die Eltern nach der ersten Menstruation der Tochter miteinander verkehren. Im Märchen muß die Königin ihre Füße in rotglühende Schuhe stecken und tanzen bis sie stirbt. Das ist mindestens eine wunderbare Talionsstrafe, die ihr die eifersüchtigen Gelüste auferlegen.

6) Int. Ztschr. f. Psa., XIV, 1928, S. 163 ff.

# MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

# Ein Forschungsbericht

## Grundlegung einer experimentellen Tiefenpsychologie

Von

**Werner Wolff**

(Berlin) Barcelona

*Der Autor dieser Arbeit gehört nicht dem psychoanalytischen Arbeitskreise an; ihr Thema entstammt auch nicht Problemstellungen der Analyse. Die Redaktion legt den folgenden Bericht über ausgedehnte Experimentaluntersuchungen, deren Methoden und Ergebnisse ihr für den Psychoanalytiker interessant zu sein scheinen, den Lesern dieser Zeitschrift vor. Eine Liste der Arbeiten des Autors zu diesem Gegenstand ist im Literaturverzeichnis (S. 121 f.) gegeben.*

„Nun hören Sie", sagt Freud in seinem letzten Buch, der neuen Folge der Vorlesungen, „erst ganz kürzlich haben die Mediziner an einer amerikanischen Universität sich geweigert, der Psychoanalyse den Charakter einer Wissenschaft zuzugestehen, mit der Begründung, daß sie keine experimentellen Beweise zulasse."

Freud weist auf die Astronomie hin, bei der man ja auch nur auf Beobachtung angewiesen sei und die trotzdem als Wissenschaft gelte.

Aber Zweifler werden zunächst auf der Frage bestehen, wie überhaupt das Unbewußte in seinen Wirkungen augenfällig erwiesen werden könne. Denn es mag Menschen geben, die Freuds Unterlagen für die Annahme eines Unbewußten: Die Fehlleistungen, die Träume, die Erfahrungen in geistigen Erkrankungen nie an sich selbst oder an anderen beobachten konnten. Und es gibt noch eine große Zahl dieser Unüberzeugten.

Die wesentlichste Umgestaltung muß die Psychoanalyse — außerhalb der Therapie — in der Charakterkunde, als der allgemeinen Lehre vom menschlichen Seelenleben hervorrufen.

Um so notwendiger ist das Problem des Unbewußten mit der Charakterkunde zu verbinden.

Doch scheint uns das Problem des Unbewußten des Beweises bedürftig, wie unfundiert ist dann gar eine Lehre vom Charakter, die mit zweifelhaften Wertbegriffen arbeitet, die sich nicht einmal klar ist über die Bildung des Charakters, geschweige über seinen Aufbau oder sein Ordnungsschema. Was für Begriffe haben wir hier zusammengetan in der Frage: Das Problem des Unbewußten in der Charakterologie?

Kann man nicht beide Fragen lösen, so kann man vielleicht die eine durch die andere erklären. Dies war vor 10 Jahren der Ausgangspunkt meiner Überlegungen. Nun war ich zunächst auf der Suche nach experimentellen Bedingungen für die Charakterologie überhaupt. Ergaben sie sich, dann ließ sich vielleicht ein Einbezug tiefenpsychologischer Erkenntnisse in die experimentelle Ausdruckskunde herstellen, um schließlich zu gelangen zu einem: „Beweis der Tiefenpsychologie durch Experimente in der Ausdruckskunde."

## I. Experimentelle Charakterologie

*Fragestellung:*

In welcher Form kann man etwas über einen Menschen erfahren? 1. Durch das Urteil der Mitwelt.

Das Urteil der Mitwelt kann aber voreingenommen sein, es erfaßt vielleicht überhaupt nur die Peripherie menschlichen Gehabens oder gar eine für die Außenwelt berechnete Maske.

2. Erhalten wir charakterologische Erfahrungen durch das Selbsturteil des Menschen.

Da stehen Autobiographien und Tagebücher zur Verfügung. Doch diese sind, ebenfalls für die Umwelt berechnet, voreingenommen und sachlich getrübt.

3. Bei spontanen Mitteilungen wie innerhalb der Analyse.

Bei diesen zeigt sich für eine exakte Charakterkunde, daß die Willfährigkeit des Objekts, etwas von sich preiszugeben, eine ebenso unsichere Größe ist, wie die Fähigkeit des Deutenden. Gerade der Fähigkeit des Deutenden gegenüber setzen die Angriffe gegen die Psychoanalyse ein, die den allzu großen Spielraum des Deutenden bemängeln.

Man muß sich unabhängig machen von der subjektiven Beurteilung. Es wurden Apparate konstruiert, die die menschliche Unzulänglichkeit ersetzen sollten. Es begann die Test- und Eignungspsychologie. — Aber was allenfalls für ein Gutachten zur Berufsbefähigung ausreichte, ergab für eine charakterologische Diagnostik nichts, konnte nichts ergeben —, denn es fehlte die Dynamik, es fehlte das Bezugssystem.

Aus dem Mangel ergaben sich bestimmte Forderungen: Zunächst mußte in die Charakterologie Klarheit kommen, wir verschaffen sie uns nur durch das Experiment, durch das die Naturwissenschaften zu so hoher Geltung gekommen sind.

Das Experiment darf kein starres sein, es muß eine ganz neue Art von Experimenten erfunden werden, dynamische Experimente, um eine adäquate Basis für das zu haben, was die Psychoanalyse geleistet hatte: Die Einführung der dynamischen Betrachtungsweise ins Seelenleben.

Die Experimente dürfen nicht um der Experimente, das Wissen nicht um des Wissens willen geübt werden, vielmehr muß sich ein großes einheitliches Bezugssystem ergeben.

Wir müssen die Welt des Bewußten und Unbewußten in gleicher Weise erfassen.

Von diesem allgemeinen Hintergrund hoben sich folgende Forderungen ab:

1. Wir müssen uns unabhängig machen von stimmungsbedingter Willfährigkeit des Analysanden.

2. Wir müssen uns unabhängig machen von der intuitiven Begabung eines Deuters.

Wir hatten uns weiterhin mit der mechanistischen Psychologie auseinanderzusetzen, die, angewandt auf die Ausdruckskunde, nur Zufall und Gewöhnung für die Prägung der Ausdrucksform gelten ließ. Danach konnte sich die Schrift unter dem Zwang des Lehrers, die Bewegung nach dem Vorbild einer geliebten Person, der Stimmklang aus rein organischen Bedingungen heraus gebildet haben usw.

So ergab sich die Frage:

3. Wie steht der Ausdruckswert einer Ausdrucksform zu dem Ausdruckswert anderer Ausdrucksformen desselben Menschen?

Wir können uns zwar unabhängig machen von der individuellen Deutung durch den Vergleich mit vielen anderen Aussagen über die gleiche Ausdrucksform. Wie aber kann von subjektiver Deutung ein Rückschluß gemacht werden auf die objektive Gegebenheit des Charakters? So ergab sich die Frage:

4. Stimmt der Ausdruckscharakter mit dem Charakter der Person überein, wie wir ihn aus dem intimen Umgang gewinnen?

5. Ist der Ausdruckswert der einzelnen Ausdrucksarten verschieden und wie ist er speziell?

Das waren experimentelle Vorfragen, sie mußten erledigt werden, um der Charakterologie eine saubere Grundlage zu geben, überhaupt erst ihr Recht zu einer selbständigen Wissenschaft grundzulegen und sie damit zu separieren von den verschwommenen Begriffen einer philosophischen Psychologie, die die Kenntnis vom Charakter mehr verdunkelte als enthüllte. (Als ich dieses Programm für mich entwarf, ahnte ich nicht, daß gerade das Experiment mich dazu zwingen würde, die experimentelle Charakterologie wieder mit der Philosophie zu verbinden.)

*Methodik:*

1. Unabhängig vom Analysanden machten wir uns, indem wir nicht ihn, sondern seine Ausdrucksformen vornahmen, die Stimme, die Hand, Profil und Gesicht, Gang und Bewegung, Schrift und Stil — und die meisten verschafften wir uns ohne Wissen des Analysanden.

Die Stimme wurde im Parlographen, Hand, Profil, Gesicht im Photo, Bewegung im Film, Stil im Protokoll einer mündlichen Erzählung aufgenommen.

2. Unabhängig vom Deuter machten wir uns durch das Massenurteil. Das war möglich unter der Annahme, daß eine Ausdrucksform von zahlreichen Menschen „relativ" einheitlich beurteilt wird. Die Annahme bestätigte sich — eine mechanistische Theorie hätte das Gegenteil postuliert — und auch das „relativ" läßt sich beseitigen, indem nämlich aus allen Urteilen die umfassendste Bezeichnung herausgesucht wird, wir nennen sie den Dominanzterminus. Legen wir jetzt anderen Versuchspersonen sechs Dominanztermini vor und in anderer Reihenfolge die entsprechenden Ausdrucksformen mit der Aufforderung einer Zuordnung jedes Dominanzterminus zur dazugehörigen Ausdrucksform, dann erhalten wir 100⁰/₀ige Sicherheit und eine geprüfte Charakteretikette für jede Ausdrucksform.

Wir erhalten aber noch mehr. Wir können nämlich jetzt die Abweichungen jedes einzelnen Deuters vom Dominanzterminus prüfen und auch hier nach einer typischen Abweichung des Deuters forschen. Auch der Deuter erhält eine Etikette, sie ist sein Urteilstypus. Und er läßt sich wieder in Verbindung bringen mit der Befähigung des Urteilers, geprüft an zahlreichen Versuchen, für charakterologische Experimente überhaupt.

3. Auch der Entscheid für die mechanistische oder organische Basis der Charakterologie läßt sich leicht treffen. Nämlich durch Massenversuche der Zuordnung.

Drei Anordnungen sind neben Versuchsergänzungen zu unterscheiden.

Versuche der Zuordnung (und zwar Zuordnung ohne Begründung und Zuordnung mit Begründung).

a) Zuordnung von Ausdrucksform zu Ausdrucksform: Verschiedene Ausdrucksformen einer Person werden den Beurteilern mit Ausdrucksformen einer zweiten und dritten Person untermischt vorgelegt. Der Beurteiler hat die zusammengehörenden Ausdrucksformen aufzufinden und zu sondern.

b) Zuordnungen von Ausdrucksformen zu ihren Charakteristiken: Die abgegebenen Charakteristiken werden zu vorgeführten Ausdrucksformen zugeordnet. Oder: der Dominanzterminus zur ursprünglichen Charakteristik. Oder: Der Dominanzterminus zur Ausdrucksform.

Immer enger ziehen wir den Kreis und nun tun wir die entscheidend verifizierende Frage:

4. c) Zuordnungen der Charakteristik auf Grund einer Ausdrucksform zu dem Charakterbild, das man aus dem Leben im Verkehr mit dieser Person gewonnen hat.

Einem Urteiler werden aus der Ausdrucksform gewonnene Charakteristiken einer Reihe von Personen vorgelegt, die ihm aus persönlichem Verkehr bekannt sind. Gelingt die Zuordnung, dann entspricht die über die Ausdrucksform abgegebene Charakteristik dem Charakter des betreffenden, wie er sich auch „im Leben" äußert. Dann arbeiten wir mit „richtigen Charakteristiken".

5. Auch die Frage des Ausdruckswertes der Ausdrucksart ist experimentell prüfbar, indem prozentual festgestellt wird, welche Charaktereigenschaften jeweilig bei einer Ausdrucksform von allen Urteilern besonders häufig erwähnt werden, der Intellekt, die Vitalität, soziale Beziehung usw.

*Ergebnis:*

Das Ergebnis war ein hochprozentiges, weit über der Wahrscheinlichkeit liegendes Gelingen der Zuordnungen aller Art; damit erhalten wir den Nachweis der Entsprechung von Körperausdruck und Seele oder Inhalt und Form, den Nachweis von der Einheit des Charakters, den Nachweis schließlich für die Exaktheit des Materials und die Befähigung des Deuters.

Es zeigte sich auch die charakterologische Valenz bestimmter Ausdrucksgebiete und — da wir die mechanistische These: der Charakter bestehe aus einzelnen Stücken, nur durch Zufall, Nachahmung und Gewohnheit zusammengeschweißt, fallen lassen mußten — die Schichtung innerhalb einer Einheit des Charakters.

Damit war das Fundament geschaffen für eine experimentelle Charakterologie.

Die Ansprüche gingen weiter, es ging jetzt um eine

## II. Experimentell dynamische Charakterologie

*Fragestellung:*

Dynamische Prozesse waren also an die Ausdrucksform heranzubringen, d. h. der charakterologische Wahrnehmungsprozeß war unter dynamische Bedingungen zu bringen. Es geht hier also nicht um die Dynamik der Ausdrucksform selbst, denn sie würde ja schon ihre Zugehörigkeit zum Organismus involvieren, sondern um die

Schaffung einer Dynamik innerhalb der Auffassung, wie ja die Charakterologie überhaupt nur eine Lehre von der Erfassung der Charaktere darstellen kann.

Wir bringen eine Dynamik in den Wahrnehmungsprozeß durch Veränderungen am charakterologischen Objekt. Bei einer beliebigen Veränderung würde aber das charakterologische Objekt ein völlig anderes, damit unvergleichbares werden. Es gilt also die Schaffung von Bedingungen, in denen das ursprüngliche charakterologische Objekt verglichen und damit in dynamische Spannung gebracht werden kann mit einem Objekt, das ihm gleich ist und doch so verändert, daß eben diese Spannungsvorgänge auftreten.

Dieses Paradox läßt sich verwirklichen, A kann gleich non-A sein. Das Objekt wird mit sich selbst konfrontiert, die Ausdrucksform wird noch einmal geboten — aber in einer neuen Wahrnehmungslage.

Hiermit ist ein entscheidend weiterer Schritt getan, das Objekt — obwohl losgelöst vom lebendigen Träger — ist in sich selbst differenziert, dynamisiert, gleichsam künstlich belebt worden.

*Methodik:*

1. Versuche am Profil:

a) Wir legen ein Profil vor, bei dem, von den Augen ab, der hintere Teil des Gesichtes abgedeckt ist. Wir lassen hierüber eine Charakterologie machen.

b) Wir legen dasselbe Profil im Originalzustand vor und lassen hierüber eine Charakterologie abgeben.

Einmal studieren wir den Wechsel des Eindrucks bei der gleichen Person.

Ein andermal studieren wir die verschiedene Auffassung von zwei Urteilergruppen, von denen die eine das Bild abgedeckt, die andere das Bild im Originalzustand vorgelegt bekommt.

Durch Verschiebungen der Abdeckungen erhalten wir Einsicht in die verschiedene Wertigkeit der Ausdrucksteile im Ausdrucksganzen (dasselbe kann am Enfacegesicht vorgenommen werden).

2. Versuche an der Hand:

Wir geben die Hände — abgebildet im Photo — einmal in der natürlichen Lage, wie wir sie bei Fremden zu sehen gewohnt sind, also die Fingerspitzen nach unten — und lassen darüber eine Charakterologie anfertigen. Ein andermal geben wir sie in der umgekehrten Lage (weitere Versuchsdifferenzierung wie oben).

3. Versuche an der Stimme durch Verschiebung der Schnelligkeit im Ablauf der Walzen. Vergleich der Charakterologien.

4. Versuche an der Handschrift durch Darbietung der normalen Schrift — und der gleichen Schrift im Spiegelbild (weitere Versuchsdifferenzierung wie oben).

5. Versuche am Gedächtnis:

Eine Geschichte wird vorgelesen. Man läßt sie in verschiedenen Zeiträumen wiedererzählen und protokolliert sie. Die Charakterologie über jedes Protokoll ermöglicht eine Einsichtnahme in dynamisch-charakterologische Prozesse des Erzählers.

6. Versuche am Enfacegesicht:

Von einer genau aufgenommenen Enfacephotographie wird durch Umkehrung

des Negativs eine spiegelbildliche Aufnahme hergestellt. Die normale und die spiegelbildliche Aufnahme werden genau in der Mitte geteilt und nun wird die rechte Gesichtshälfte mit ihrem Spiegelbild zu einem geschlossenen Gesicht vereinigt, ebenso die linke Hälfte mit ihrem Spiegelbild. — Auf diese Weise haben wir außer einem Originalbild ein Rechtsgesicht und ein Linksgesicht zu einer differenziellen Charakterologie.

*Ergebnis:*

Es zeigt sich bei allen Versuchen einheitlich, daß der Charakter tiefer erfaßt wird, wenn die Ausdrucksform in einer ungewohnten Wahrnehmung dargeboten wird.

Es zeigt sich weiter, daß spontane Charakterologien tiefere und richtigere Urteile ergeben als solche nach genauer Überlegung. Damit scheint der Wert unbewußter Erfassung für die Charakterologie experimentell erwiesen.

Sympathischer erscheinen dagegen die Ausdrucksformen in der normalen Raumlage. Somit hat die Sympathie nichts mit der charakterologischen Affinität zu tun.

Nachdem wir so künstliche Bedingungen für die Provokation dynamischer Prozesse geschaffen haben, können wir dynamische Prozesse selber innerhalb des Wahrnehmungsaktes verfolgen.

Ein solcher dynamischer Prozeß ist zunächst der „Entwicklungsprozeß". Wir sehen ihn:

1. In der Entwicklung bei der Verarbeitung eines Wahrnehmungsprozesses.

Bei der Wiedergabe einer Erzählung in durch Wochen und Monate getrennten Zeiten fand sich — entgegen der herkömmlichen Annahme, daß die Verstreichung der Zeit auf das Gedächtnis einen schwächenden Einfluß ausübt — eine Entwicklung des Inhaltes im Sinne größerer Präzision und Herausarbeitung des Wesentlichen.

2. In der Entwicklung des Erkennungsvorganges:

Unter den vorgelegten Ausdrucksformen finden sich solche von Bekannten des Beurteilers. — Es zeigt sich, daß die Erkennung häufig erst nach einer gewissen Zeit, nach einem erfaßbaren „Strukturierungsvorgang" eintritt. Wird eine Person erkannt, so werden dann sofort alle anderen „miterkannt".

3. In der Entwicklung des Urteilsvorgangs:

Charakterologische Urteile werden mit der Zeit tiefere.

4. In der Entwicklung der Manifestation seelischer Spannungen:

Bei der Provokation von Komplexen (s. später) erscheinen diese bei häufiger Provokation früher.

5. Bei Assoziationsversuchen findet eine Entwicklung zu einer größeren Plastizität und Objektivität statt.

*Zusammenfassung:*

Es zeigt sich, daß seelisch die gleichen Gesetze wie im Organischen herrschen. Mit diesen Versuchen haben wir, nach Schaffung einer experimentellen Charakterkunde, diese zu einer experimentell-dynamischen erweitert.

Aber noch fehlt die Brücke zur Tiefenpsychologie. Noch haben wir nicht die Spannung zwischen Bewußt-Unbewußt hergestellt. Noch haben wir nicht im Ex-

periment die Fundamente der Psychoanalyse aufzeigen können: den Widerstand, das Wunschbild, die Fehlleistung, die Symbolik, die Architektur des Traumes in ihrer Verlagerung, Verdichtung und Reduktion. — Aber wir stellen uns nun die Aufgabe:

### III. Experimenteller Beweis der Manifestationen des Unbewußten

*Fragestellung:*

Wir setzten den charakterologischen Prozeß unter dynamische Bedingungen, indem wir das Objekt in eine ungewohnte Wahrnehmungslage brachten. Wir konfrontierten das Objekt in neuer Form mit sich selbst. — Wie ist es, wenn wir jetzt den Urteiler mit sich selber konfrontieren?

Es zeigte sich weiterhin, daß spontane Charakterologien tiefere und richtigere Urteile ergeben als solche nach genauer Überlegung.

Es zeigte sich der charakterologische Wert unbewußter Erfassung.

Ziehen wir die Konsequenzen: Konfrontieren wir den Urteiler mit sich selbst, ohne daß er es weiß und lassen wir ihn spontan Charakterologien über sich selber abgeben.

*Methode:*

Wir nehmen durch Tricks die Ausdrucksformen eines Menschen auf, ohne daß er es weiß: Seine Stimme, sein Profil, seine Hände, sein Gesicht, seinen Gang, seine Bewegung, seinen Stil.

1. Versuche der Erkennung:

Vorgelegt werden die eigenen Ausdrucksformen und die Ausdrucksformen bekannter, sowie fremder Personen.

a) Im Spontanversuch: ohne Aufforderung zu identifizieren, wem die Ausdrucksform angehört.

b) Im Hinweisversuch mit der Aufforderung zum Versuch der Identifizierung.

*Ergebnis:*

Es interessiert das Verhältnis in der Güte der Selbsterkennung und der Fremderkennung (d. h. hier bekannter Personen).

Dieses Verhältnis ist bei den einzelnen Ausdrucksformen verschieden.

Bei der Stimme: sehr schlechte Selbsterkennung, gute Fremderkennung.

Bei den Händen: sehr schlechte Selbsterkennung, schlechte Fremderkennung.

Beim Profil: Selbsterkennung und Fremderkennung positiv und negativ zu etwa gleichen Teilen.

Beim Stil: Selbsterkennung nur an äußeren Merkmalen, in diesem Fall besser als Fremderkennung.

Beim Gang (Bewegung): gute Selbsterkennung, sehr schlechte Fremderkennung.

Das Ergebnis besagt also, daß die eigene Ausdrucksform in gewissen Fällen nicht erkannt wird.

Bei dem Hinweisversuch findet nicht eine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung der Ergebnisse statt, indem jetzt häufig nicht einmal die Personen, die

vorher beim Spontanversuch erkannt wurden, von denselben Personen wiedererkannt wurden. Ein neuer experimenteller Hinweis auf den Wert unbewußter Erfassung.

Uns interessieren jetzt nur die Fälle der Nichterkennung der eigenen und der fremden Ausdrucksformen, denn somit kommen wir zu einer neuen Versuchsreihe:

*Methode:*

2. Vergleich der Selbstbeurteilungen mit den Fremdbeurteilungen:

Die Selbstbeurteilungen sind unwissentlich, denn der Urteiler hat seine Ausdrucksform nicht erkannt.

Wir verschaffen uns ebenfalls wissentliche Selbstbeurteilungen. Damit diese vergleichbar mit den unwissentlichen werden, beziehen wir uns auf ein einheitliches Material, indem wir den Selbstbeurteiler ein Urteil auswählen lassen, aus einer Reihe von Urteilen, die über fremde Personen, aber auch über ihn selbst abgegeben waren, auf Grund der gleichen Art von Ausdrucksformen.

Es ergeben sich nun folgende Vergleichsmöglichkeiten:

a) Vergleich der Eigenurteile über die verschiedenen eigenen Ausdrucksformen.

b) Vergleich der Fremdurteile über je eine Ausdrucksform.

c) Vergleich der Gesamturteile über eine Ausdrucksform eines Menschen mit den Gesamturteilen über andere Ausdrucksformen desselben Menschen.

d) Vergleich der Art der Selbstbeurteilung mit der Art, wie dieser Urteiler über fremde Personen urteilt (wissentlich-unwissentlich).

e) Vergleich der unwissentlichen Selbstbeurteilung mit der wissentlichen Selbstbeurteilung.

*Ergebnis:*

Nach mechanistischer Grundannahme müßten die Urteile verschiedener Charakterologen über ein und dieselbe Ausdrucksform infolge der verschiedenen Bedingtheiten jedes einzelnen verschieden sein. Ohne Übung dürfte weiterhin gar kein charakterologisches Urteil zustande kommen.

Beides ist nicht der Fall. Auch der vorher Ungeübteste ist fähig zur Charakterologie, und alle Gutachten verschiedener Urteiler zeigen ein einheitliches Charakterbild.

Das unwissentliche Selbsturteil aber zeichnet sich aus:

a) In einer persönlichen affektiven Teilnahme (das Urteil ist übertrieben günstig oder ungünstig).

b) In einer besseren — oder allein richtigen Erfassung — der Interessensphäre (Beruf).

c) In einer Erfassung seelischer Prozesse, seelischer Spannungen zwischen wirklichem und verdecktem Charakter.

Das Fremdurteil dagegen ist oberflächlicher und erfaßt nur konstante unveränderliche psychische Ausdrücke.

d) Das Selbsturteil ist ausführlicher:

Alle diese Befunde können wir experimentell objektiv sicherstellen, indem wir alle über eine Ausdrucksform von verschiedenen Urteilern abgegebene Charakteristik ordnen lassen von neuen, neutralen Versuchspersonen, einmal nach dem Grade der Günstigkeit des Urteils, ein andermal nach dem Grade der Ausführlichkeit.

In dieser Sonderstellung des Eigenurteils ist die Darstellung einer Manifestation des Unbewußten, des Widerstandes gegen die Selbsterkennung bei bestehendem, unbewußtem Wissen experimentell geglückt.

Der Widerstand kann auch auf andere Weise — mit einer gleichzeitigen Provokation von Fehlleistungen — experimentell dargestellt werden. Bei der Reproduktion einer Wahrnehmung, z. B. der Wiedergabe einer Erzählung, zeigt es sich, daß gewisse Teile der Erzählung in der Wiedergabe eine Veränderung erleiden oder ausgelassen werden. Gibt man jetzt der gleichen Versuchsperson diese besonders behandelten Worte als Reizworte und läßt auf sie assoziieren, so führen diese Worte zu Komplexen, d. h. zu Erlebnisinhalten, die unter einer besonderen Spannung stehen. Eine experimentelle Gewißheit erhalten wir durch einen Vergleich der Reaktionsart auf Worte der gleichen Erzählung, die keine Veränderung erlitten haben. Diese Worte führen zu keinen Komplexen. Ebenfalls ist die Reaktionszeit (meßbar mit der Stoppuhr) bei beiden Wortgruppen verschieden, d. h. bei den ausgelassenen Worten ist sie länger. Der Widerstand stellt sich gegen die Mitteilung der einfallenden Komplexsituation.

Der Widerstand läßt sich nachweisen als eine Manifestation des Unbewußten. Damit ist Zweiflern in die Hand gegeben, das Unbewußte in seiner Manifestation beliebig oft experimentell provozieren zu können.

Wenn wir die unwissentlichen Selbsturteile genauer untersuchen und mit dem Eindruck vergleichen, den dieselbe Person im Leben macht oder wie sie sich selber bewußt charakterisiert, dann sehen wir, daß in dem unwissentlichen Selbsturteil die Wunschbilder zum Ausdruck kommen.

Auch das Wunschbild läßt sich experimentell darstellen. Legen wir später die unwissentliche Selbstcharakteristik unter anderen Charakteristiken dem Selbstbeurteiler zur bewußten Selbstbegutachtung vor, so erkennt er auch die unwissentlich abgegebene Selbstcharakteristik nicht als von ihm selbst abgegeben wieder ... Ein weiterer Hinweis für die Intensität des Widerstandes. Er findet aber in der Mehrzahl der Fälle dieses Urteil besonders interessant, weil es an seine Probleme rühre. Gehen wir jetzt diese Charakteristik Wort für Wort mit dem Selbsturteiler durch, dann erfahren wir, daß jedes Wort zu einem Wunschbild führt.

Das Wunschbild läßt sich aber nicht nur experimentell als ein seelischer Prozeß aufzeigen, wir können sogar seinen Bildniederschlag in concreto erfassen.

Dazu greifen wir auf das Experiment am Enfacegesicht zurück. Wir hatten künstlich ein Rechts-rechtsgesicht und ein Links-linksgesicht hergestellt. Jetzt legen wir unter den Gesichtern fremder Personen dem Beurteiler auch das eigene Gesicht in der künstlichen Bearbeitung vor. In den Fällen wo keine Selbsterkennung stattfindet, sehen wir, daß das Rechts-rechtsbild eine unwissentliche Selbstcharakterologie er-

hält, die den Lebensäußerungen dieses Menschen gut entspricht. Im Links-linksbild dagegen treten kraß die Wunschbilder auf. Das Rechtsbild wird abschätzig, das Linksbild besonders bevorzugend beurteilt. Vergleichen wir jetzt die Selbstbeurteilung mit der Beurteilung der gleichen Bilder durch Fremde, dann zeigt sich, außer gradmäßigen Abweichungen, daß die krasse Gegensätzlichkeit im charakterologischen Ausdruck des Rechtsbildes und des Linksbildes ebenso von Fremden erfaßt wird, derart, daß die Charakteristiken über das Rechtsbild sich ebenfalls mit den Lebensäußerungen des Betreffenden decken, die Charakteristiken über das Linksbild sich aber unmittelbar auf die Wunschbilder beziehen. Auch das kann experimentell kontrolliert werden, indem vorher von den beurteilten Personen ausführliche autobiographische Notizen eingeholt werden. Mit diesen Notizen vergleichen wir jetzt die charakterologischen Gutachten und wir sehen, daß auch in der autobiographischen Notiz Wunschbild und Wirklichkeit wie „Dichtung und Wahrheit" miteinander vermischt sind und daß bei einer sauberen Trennung zwei einheitliche, ganz verschiedene Persönlichkeitssysteme entstehen.

Damit sehen wir, daß das Wunschbild einen Teil der Physiognomie, und zwar den linken Teil prägt, daß das Wunschbild also hier manifest wird.

Mit der experimentellen Darstellung des Wunschbildes glückt uns auch eine experimentelle Darstellung des Symbols.

Im graphischen Ausdruck, in einer Spontanzeichnung oder in der Handschrift, kann das Wunschbild sichtbar demonstriert werden. (Zum Nachweis der Bildniederschläge in der Handschrift ist eine besondere Methodik entwickelt worden, für unseren systematischen Zusammenhang genüge der Hinweis folgender Art):

Man läßt einen Menschen spontan etwas hinkritzeln in figürlicher Art. Dann läßt man ihn hierüber assoziieren. Die hier auftretenden Inhalte wird man in seiner Unterschrift wiederfinden, aber in einer Art der Reduzierung, Verdichtung, Verlagerung, also in Eigentümlichkeiten, die den Traum auszeichnen. Das Bild, das wir auf diese Weise finden, ist ein Symbol, d. h. ein Zeichen für den Zusammenschluß verschiedener Leitlinien zu einem Wunschbild.

Damit sind auch die darstellenden Prozesse des Unbewußten, seine Symbolik dem Experiment zugänglich geworden.

Nach diesen Experimenten sind wir tatsächlich dorthin gelangt wohin wir wünschten: in die experimentell-dynamische Charakterologie wurden die Manifestationen eines experimentell erfaßbaren Unbewußten mit einbezogen.

*Theoretische Folgerung:*

Hiermit scheint uns der Boden für eine Um- und Neuorientierung der Charakterologie so gefestigt, daß wir nun produktive Eigenkonsequenzen aus unserem Vorgehen ziehen können.

Unser einheitlicher, an allen Ausdrucksformen wiederkehrender Befund war die Relation: Nichterkennung der eigenen Ausdrucksform — abweichende Beurteilung der eigenen Ausdrucksform im Sinne der Affektivität und der Projektion von Wunschbildern. Fügen wir noch hinzu, daß bei manchen Menschen in einigen

Ausdrucksformen (besonders der Spiegelschrift) im Akt der Selbstbeurteilung heftigste Widerstände auftreten, Beschimpfungen auf die Art des Versuches, Weigerungen, Ablehnungen, Ermüdung —, dann sehen wir wie gegen die Anerkennung der eigenen Ausdrucksformen heftigste Widerstände vorliegen.

Die Resultate von Ablehnung der Erkennung bei gleichzeitiger Projektion des Wunschbildes lassen sich so verstehen, daß der Mensch die Wirklichkeit nicht erkennen will, da er sich ausschließlich unter die Direktive des Wunschbildes stellen möchte. Der Selbstbeurteiler möchte in seiner Ausdrucksform sein Wunschbild realisiert sehen. Diesen Grundbefund fanden wir auch in der Handschrift bestätigt:

Alle Ausdrucksformen geben nicht — oder erst in zweiter Linie — einen Charakterabdruck wieder, sondern drücken die Tendenz aus, ein Wunschbild zu realisieren. Dieser Befund — bestätigt durch die Forschungen an der Handschrift — orientieren die gesamte Ausdruckskunde um.

Zu unseren Experimenten kommt das merkwürdige Ergebnis am Gang.

Bei allen Ausdrucksformen, die der Menschen von sich kennt: Stimme, Hände, Stil, Profil, En face, Schrift wird die eigene Ausdruckform nicht erkannt, die der Umwelt erkannt.

Der Gang ist die einzige Ausdrucksform, die der Mensch nicht von sich kennt, sie wird erkannt, der Gang von Bekannten (selbst der des eigenen Mannes von der Ehefrau), wird nicht erkannt, auch wenn man ihn gerade auf Wanderungen genau studieren konnte.

Wenn wir berücksichtigen, daß die Wunschbilder als intime Prozesse des Unbewußten versteckt werden, dann werden wir verstehen, daß der Widerstand gegen die Erkennung eine solche Schutzfunktion des Unbewußten, des Wunschbildes, darstellt. Die Manifestation des Wunschbildes wird in der lebendigen Ausdrucksform unterdrückt und daher auch von Fremden nicht erkannt, im Selbsturteil nur in die Ausdrucksform hineinprojiziert. Diese Unterdrückung des Wunschbildausdrucks findet bei den Ausdrucksformen statt, die der Mensch von sich wahrnimmt und damit kontrolliert. Der Gang ist die einzige Ausdrucksform, die der Mensch nicht von sich wahrnimmt, daher nicht kontrolliert, daher wird in ihm das nicht unterdrückte Wunschbild manifest. — Umgekehrt: Da beim Gang nur das Wunschbild in Erscheinung tritt, kann vom Fremdbeurteiler aus eine Identifikation zwischen Ausdrucksform und Ausdrucksträger nicht vollzogen werden. Denn der Fremdbeurteiler ist nur an das „kontrollierte Charakterbild" gewöhnt, an den Charakter, wie er sich in der Wirklichkeit zeigt.

Damit können wir die Charakterologie auf einem grundlegenden Spannungssystem aufbauen, dem zwischen wirklichem Sein und Wunschbild.

Innerhalb dieses Spannungssystems zeigen sich verschiedene psychische Reaktionsweisen, je nach der Relation von Seinscharakter und Wunschcharakter.

1. Der Seinscharakter wird anerkannt, der Wunschcharakter wird unterdrückt.
2. Der Wunschcharakter wird anerkannt, der Seinscharakter wird unterdrückt.
3. Wunschcharakter und Seinscharakter werden gleichzeitig anerkannt.

In allen drei Fällen besteht ein Spannungsverhältnis in verschieden intensiven Relationen zwischen Wunschbild und wirklichem Sein. — In der Beurteilung der nichterkannten eigenen Ausdrucksform wird die Eigenart dieser Relation in den durch sie entstehenden Komplikationen erkannt. Wir sagten, die eigenen Urteile gehen tiefer, es sind recht eigentlich „Tiefenurteile", die durch die Oberfläche dringen. Sie sind immer affektiv günstig oder affektiv ungünstig.

Günstig: In der Unterdrückung des Seinscharakters wird der Wunschbildcharakter dominant erlebt. Die vergleichende Kritik ist eingeengt, der Mensch lebt vorwiegend im Wunschbild, er müßte ein optimistischer Typ sein.

Ungünstig: In der Unterdrückung des Wunschbildcharakters wird der Seinscharakter dominant erlebt. Die vergleichende Kritik ist nicht eingeengt. Der Seinscharakter wird als minderwertig empfunden vor dem unerreichten Wunschbild. Es müßte dies der Typ der Pessimisten sein.

Auch diese Annahme prüfen wir im Experiment. Bei unserem Experiment am Gedächtnis haben wir festgestellt, daß das Gedächtnis abhängig ist von innerindividuellen Faktoren, z. B. Komplexen. Jetzt wollen wir umgekehrt mit Hilfe des Gedächtnisses innerindividuelle Faktoren feststellen.

Wir wählen eine Reihe von Sprichwortpaaren aus, derart, daß ein gleicher Inhalt von einem Sprichwort in positivem, optimistischem Sinn, und von einem entsprechenden in negativ pessimistischem Sinn dargestellt wird. Wir führen nun positive und negative Sprichworte durcheinander gemischt einer Versuchsperson vor, derart, daß sie nicht ihren Paarcharakter erkennt. Bei der Aufforderung, die Sprichworte wiederzugeben, zeigt sich, daß entweder die negativen Sprichworte vergessen oder an das Ende der Wiedergabe verschoben werden oder umgekehrt, die positiven vergessen oder ans Ende verschoben werden. — Es zeigte sich, daß die Personen vorwiegend positive wählten, deren Selbstbeurteilung günstig war, negativ die, deren Selbstbeurteilung ungünstig war.

In beiden Fällen wird Wunschbild und Wirklichkeit in der Gegenüberstellung erlebt. Der Mensch will die Wirklichkeit nicht erkennen, da er sich ausschließlich unter die Direktive des Wunschbildes stellen möchte, gleichgültig ob das Wunschbild als erreichbar oder als unerreichbar angesehen wird.

So ist der Widerstand gegen die Erkennung der eigenen Ausdrucksform, als Widerstand gegen das Realitätsprinzip, innerhalb eines Spannungssystems erklärt.

Es zeigt sich aber, daß Wirklichkeit und Wunschbild nicht nur ein Spannungssystem im Charakter darstellen, sondern, daß jedes ein Persönlichkeitszentrum darstellt, um das sich ein geschlossenes Persönlichkeitssystem gruppiert.

Liegt uns charakterologisches Material über einen Menschen vor, eine Selbstdarstellung oder Charakterologien auf Grund unserer Versuche, so kann man aus jeder Charakterologie über einen Menschen zwei ganz getrennte Persönlichkeiten, die sich oft widersprechen, herauskristallisieren.

Wir sehen hier eine latente Spaltung, die wir mit den Spaltungsphänomenen im Traum, in der Neurose, in der Geisteskrankheit, mit der Spaltung des Künstlers in Verbindung bringen.

Wir sprechen von einer „latenten Spaltung", die im normalen Leben verklebt ist. Durch die Annahme ihres dauernden Vorhandenseins ist uns die Möglichkeit eines Spaltungsirreseins und einer eventuellen Heilung erst verständlich. Doppelgängermythen usw. gehören hierher. In unseren Versuchen, die eine künstliche Spaltung hervorrufen, wird dieser latente Spaltungsprozeß aktiviert, die Affekte und Unlustzustände würden so eine weitere Erklärung finden.

Aber wir sind am Ende experimenteller Beweise für das Unbewußte. Doch wir spüren, daß der Weg noch nicht zu Ende ist. Nein, es scheint uns, als finge er eigentlich hier an. Wir begannen mit der Ausschaltung der Philosophie und nun scheint es uns, als müßten wir zu ihr zurückkehren — im Umweg über das Experiment.

## IV. Experimentelle Tiefenpsychologie

*Fragestellung:*

Die Tiefenpsychologie hat eine doppelte Aufgabe: Sie hat einmal die seelischen Tiefen des Einzelindividuums zu untersuchen, den Ursprung seines Gehabens hinter seiner manifesten Äußerung aufzudecken, ein andermal soll sie allgemein menschliche Gesetze des Seelenlebens aufzeigen, die in der Tiefe wirkend, bisher unentdeckt sind. Die bisherige Psychologie begnügte sich mit der Erklärung des in der Bewußtseinwelt Gegebenen, die Tiefenpsychologie will das, was bewußtseinsmäßig nicht gegeben ist, ans Licht ziehen.

Wir sind experimentell auf dem Wege dahin. Wir konnten die seelische Tiefe des Einzelindividuums an den Wunschbildern experimentell durchleuchten und die Symbolik des Einzelindividuums künstlich provozieren. Wir konnten auch ein allgemein menschliches Tiefengesetz aufzeigen, die Spannung zwischen wirklichem Sein und Wunschbild, den seelischen Widerstand und die latente Spaltung.

Wir fragen uns jetzt, ob nicht eine Vereinigung beider Entdeckungen uns eine neue bescheren könnte. Wenn jeder Mensch das seelische Spannungs- und Spaltungssystem hat und jeder Mensch ein individuelles Wunschbild und individuelle Symbolik, könnten wir dann nicht auch ein allgemein menschliches Wunschbild und eine allgemein menschliche Symbolik annehmen? — Es zeigte sich, daß das individuelle Wunschbild seine deutlich erfaßbare Prägung auf der linken Gesichtsseite fand. Wir fragen jetzt, warum gerade auf der linken Seite; verbirgt sich vielleicht hier die menschliche Gemeinsamkeit, die wir suchen, was ist der Sinn und die Bedeutung des Links überhaupt?

Wir brauchen wieder eine experimentelle Methodik.

Die Frage nach dem Linkssinn führt uns zum menschlichen Gesicht. Das Problem heißt jetzt: Gibt es ganz allgemein eine bestimmte Wertigkeit für die rechte und linke Gesichtshälfte?

Zunächst: welche der Gesichtshälften ist charakterologisch ausschlaggebend und welche verändert sich mehr im Laufe des Lebens, zeigt also die kontinuierliche Charakterprägung — oder gibt es keinen Unterschied?

*Methodik:*

Wir verschaffen uns Enfacebilder eines Menschen vom ersten, zweiten, dritten usw. bis zum dreißigsten Lebensjahr. Wir bringen alle Bilder auf gleiche Größe und stellen von allen Rechts-rechts- und Links-links bilder her. — Der erste Blick zeigt uns: die Linksbilder aller Jahre zeigen eine merkwürdige Ähnlichkeit, fast Gleichheit — die Rechtsbilder dagegen eine kontinuierliche Charakterentwicklung. Der Befund wird frappierend, wenn wir die Hälften verschiedener Lebensjahre miteinander kombinieren. Es zeigt sich, daß sich die rechten Hälften mit den linken aller Lebensjahre gut zu einem Gesicht vereinen. Es dominiert immer der charakterologische Eindruck der rechten Hälfte, sie gibt den Ausdruck des Lebensjahres, auf den man das Bild schätzt, selbst wenn die rechte Hälfte, z. B. die des ersten, die linke, z. B. die des zehnten Lebensjahres darstellt. — Die rechten Hälften verschiedener Lebensjahre lassen das Gesicht zerfallen. — Die linken Hälften verschiedener Lebensjahre schließen sich zu einem indifferenten Gesicht zusammen. — Dazu kommen merkwürdige Wahrnehmungsgesetze: Liegt die rechte Hälfte auf der ihr zukommenden rechten Seite, dann ist der von ihr ausgehende charakterologische Ausdruck bedeutend stärker, als wenn sie (durch Umkehrung) auf der linken Seite zu liegen kommt. — Ebenso ist aber auch der Ausdruck der linken Seite stärker, wenn sie auf der ihr zukommenden linken Seite liegt.

*Ergebnis:*

Damit zeigt sich, daß der charakterologische Wert mit optischen Bedingungen innig verbunden ist. — Damit erweist die — schon bekannte — optische Rechtsbedingtheit unseres Sehens ihre hohe charakterologische Bedeutung. D. h. wir nehmen charakterologisch nur die rechten Gesichtshälften unserer Mitmenschen wahr und das sind biologisch die vom jeweiligen Lebensjahr geprägten. — Wir, die wir unser selber nur im Spiegel wahrnehmen, der die Hälften umkehrt, nehmen unter der Sehdominanz charakterologisch nur die linken Gesichtshälften von uns selber wahr, das sind die konstanten, vom Wechsel der Jahre wenig geprägten. — Auf der linken Seite aber, sahen wir, prägen sich die Wunschbilder aus. Jetzt sehen wir: der psychischen Tendenz entspricht unmittelbar die biologische Gegebenheit: Die Wunschbilder der Mitmenschen sehen wir nicht, verborgen vor dem Gesetz unseres Sehens. Von uns selber sehen wir nicht die Wirklichkeit, sondern nur unser Wunschbild auf Grund der Bedingungen der Natur. — Wir sehen weiterhin, daß es keine konstante charakterologische Entwicklung gibt, denn der Ausdruck der rechten Gesichtshälfte des ersten Jahres kann die linke des zehnten und zwanzigsten beherrschen, es gibt nur ein Jahresgesicht und ein konstantes Gesicht. Beide existieren fast unabhängig nebeneinander. Die „latente Spaltung" scheint biologisch realisiert.

Damit sind wir wieder einen Schritt weiter gekommen, nämlich zu einer physiologisch-psychologischen Entsprechung tiefenseelischer Verhältnisse.

Aber nun kommen wir zu einer neuen Frage: Warum verknüpft sich das Wunschbild gerade mit der Seite, die konstant bleibt, wenig geprägt vom Wechsel der Jahre, indifferent und unindividuell?

Bei den normalen Menschen drücken sich die Wunschbilder auf der linken Seite aus. — Wie wird es bei den Geisteskranken sein? Sind sie überhaupt fähig zur Charakterisierung?

Wir machen die Versuche der Selbst- und Fremdbeurteilung auf Grund der künstlichen Gesichter an schizophren schwer Erkrankten. — Es zeigt sich, daß sie zu den Charakterologien gut fähig sind (oft besser als die Normalen). Damit ergibt sich, daß die charakterologische Fähigkeit aus dem Unbewußten stammt, das bei einem Zerfall der Bewußtseinsfähigkeiten noch intakt arbeiten kann.

Es ergibt sich der merkwürdige Befund, daß die Kranken ihren Rechts-rechtsgesichtern gegenüber Abscheu und Entsetzen ausdrücken, dagegen beschäftigen sie sich mit ihren Links-linksgesichtern liebevoll. Sie beginnen hierbei von ihren Eltern, Verwandten und von ihrer Kindheit zu sprechen, aber ebenso auch vom Tode.

Werden die beiden Gesichter normalen Personen vorgelegt, so werden eindeutig die Rechtsgesichter vorgezogen. Merkmale des Totenhaften werden aber auch von Fremden genannt.

Wir beginnen jetzt sukzessive ein großes Material zu bearbeiten. Gesichter verschiedener Alter, verschiedener Lebensklassen, normale Zwillinge, kriminelle Zwillinge, Kriminelle und Pathologen aller Arten, das Gesicht in der Hypnose und das des Schauspielers in verschiedenen Rollen, und wir vergleichen die Aussagen, die über die Rechtsgesichter gemacht wurden, mit denen über die Linksgesichter abgegebenen. Da ergibt sich tatsächlich eine durchgehende Einheitlichkeit. Das Rechtsgesicht gibt den Eindruck des Lebensvoll-Individuellen, das Linksgesicht den des vom „Leben abgezogenen", Abstrakten, einen Eindruck des Typus, unabhängig vom individuellen Erleben, fast zeitlos wirkend.

Während das Rechtsgesicht: lebensvoll, sinnlich, lächelnd, offen, aktiv, brutal, sozial, bewegt aussieht, gibt im Gegensatz dazu das Linksgesicht den Eindruck von: erstarrt, totenhaft, konzentriert, verschlossen, passiv, ätherisch, dämonisch, einsam, maskenhaft — wieder.

Während das Rechtsbild dem Originalbild ähnlich sieht, macht das Linksbild einen indifferenten Eindruck, es ist oft kindlich — oder verfallen, totenhaft.

Auch die Verwandtenänlichkeit ist links besonders deutlich bei eineiigen Zwillingen, ebenfalls die Kriminalität und die Zeichen einer Erkrankung (organisch und psychisch). — Das Experiment an Lebenden ergibt einen einheitlichen Befund, wie ist das Resultat an Toten?

Wir untersuchen Totenmasken und Mumiengesichter:

Das was sich bei Lebenden ausdrückte, zeigt sich hier unheimlich verstärkt: Das Rechts-rechtsgesicht des Totenantlitzes gibt deutlich den Eindruck des Lebenden wieder mit allen oben für das Rechtsgesicht angegebenen Eigenschaften. — Das Linksgesicht ist unheimlich dämonisch, maskenhaft, monumental geworden, es wirkt wie ein „Ahnengesicht".

Das Gesicht des Lebenden und des Toten zerfällt in zwei Ausdruckssysteme: In ein individuelles und ein kollektives.

Eine neue Frage schließt sich an: Ist diese Urgesetzlichkeit eine biologische oder verankert in den ungewußten Tiefen der Seele?

Zeigt sich das gleiche Gesetz im Kunstwerk?

Wir untersuchen die moderne Kunst und gehen zurück bis zur Kunst der Urzeit, über Romanik, Gotik, Griechenland, Ägypten — überall zeigt sich das gleiche Gesetz:

Wir engen unsere Frage nochmehr ein: Das Kunstwerk ist vielleicht nach dem Leben orientiert, finden wir die gleichen Gesetze in der Kunst der wilden Völker, finden wir sie gar in den Zeichnungen des Kleinkindes?

Noch intensiver zeigen sie sich uns hier. Die rechte Seite ist die des Lebens, des Affektes, der Bewegtheit — die linke ist dämonisch, starr, totenhaft — und bei den Primitiven: ahnenhaft.

Mit der letzten Frage beschließen wir den Umkreis: Handelt es sich hier um ein Gesetz des menschlichen Seins oder um ein Grundgesetz des Lebens, gültig auch für das Tier?

Wir stellen auf die gleiche Weise Rechts- und Linksbilder vom Tierenface her. Das Rechtsbild ist für jeden Beobachter das eines auf Beute lauernden, sprungbereiten, lebensvollen Tieres, das Linksbild zeigt den Typus, die Gattung des Tieres an. — Damit ist das Tier auch nicht mehr ein seelenloses Reflexwesen, sondern von dem gleichen Urgesetz geprägt wie der Mensch — der mechanistischen Lebenstheorie ist der letzte Stein unter den Füßen entzogen.

Schließlich bleibt auch in der Hypnose dies Gesetz bestehen. Damit haben wir unseren experimentellen Umkreis beendet. Die experimentelle Tiefenpsychologie kann damit zu ihrer eigentlich fruchtbaren Aufgabe übergehen, zur Anwendung ihrer Ergebnisse in der Deutung und der Therapie.

## V. Anwendung der experimentellen Tiefenpsychologie

Wenn wir jetzt nach der Bedeutung des Linken weiterhin Ausschau halten, dann sehen wir, daß biologisch z. B. die Organe der Fortpflanzung, linksbetont sind und daß links früher Ausfalls- und Degenerationsprozesse auftreten.

Linkshänder stellen das größte Kontingent der Begabten aber auch der Degenerierten. (Napoleon, Goethe, Michelangelo, Beethoven, Lionardo usw. waren linksbetont.)

Bei primitiven Völkern, aber auch in der Urzeit, liegt ein sehr hoher Prozentsatz von Linksern vor.

In der Tierwelt sind die erfaßbaren Ausdrucksformen linksgerichtet. (Kämpfe der Hirsche und Wildochsen mit dem linken Geweih oder Horn, Galopp der wilden Pferde mit Linksabsprung, Töten der Beute vorwiegend mit linker Tatze.)

Links in der Mythologie bedeutet die Seite des Bösen, des Teufels, des zauberisch Dämonischen — rechts die Seite des Guten (rechts — recht, links — linkisch). Es kommen aber Stellen ausdrücklichen Linksvorzugs vor: z. B. in der Bibel: aus dem Stamm Benjamin werden zu einem religiösen Kampf ausdrücklich 700 Linkser ausgewählt.

Wie verstehen wir diese merkwürdigen Beziehungen?

In annähernd tausend Arbeiten ist die Bedeutung von Rechts und Links bisher untersucht worden mit dem Ergebnis, daß nur der Zufall hierfür entscheidend sei.

Von dem Ergebnis des Individual- und Kollektivsystems im menschlichen Seelenleben können wir alle Befunde einheitlich verstehen. Die Wirkung des Linkssinnes drückt sich biologisch in den Organen der Kollektivbeziehung, den Fortpflanzungsorganen aus und in den Formen des Verfalls in der Richtung zum Tode.

Links als Seite des Kollektivsystems herrscht verständlicherweise bei primitiven Völkern und Tieren vor.

Die höhere Wertigkeit der Linkser ließe sich so verstehen, daß die höher begabten Personen außer ihren Individualfunktionen auch noch über Kollektivfunktionen verfügen, während die Minderbegabten nur einen Verlust der Individualfunktionen und damit Degeneration aufweisen.

Die magische Bewertung der Kollektivfunktionen steht in Verbindung mit den an Primitiven gewonnenen Erfahrungen, indem zu einer magischen Bewirkung immer ein Kollektivzusammenhang hergestellt werden muß.

So erklärt sich auch Haß und Abwehr gegen das Links als ein Schutz vor dem Mißbrauch der Kollektivfunktionen und Einschränkung des einzelnen auf seine individuelle Verantwortung. — Umgekehrt wird gerade das Linke bei solchen Handlungen erwählt, an denen das ganze Volkskollektiv Anteil hat (Stamm Benjamin).

Den tiefsten Aufschluß bekommen wir aber endlich über die Bedeutung der rechten Gehirnhemisphäre, um die man sich bisher vergeblich bemüht hat. Das Gehirn besteht aus zwei Hemisphären und die Nervenbahnen verlaufen gekreuzt, so daß die linke Gehirnhemisphäre alle Bewegungen der rechten Seite, die rechte Hemisphäre die der linken Seite leitet. Alle geistigen Fähigkeiten liegen aber auf der linken Hemisphäre, so daß der rechten — obwohl sie ebenso groß und ebenso geformt ist wie die linke — bisher keine Bedeutung zugeschrieben werden konnte. Hat aber ein Mensch auf der linken Gehirnhälfte einen Schlaganfall erlitten, so können über die Bewegung hin, an der ja auch die rechte Gehirnhälfte Anteil hat, auch die höheren geistigen Fähigkeiten in der rechten Gehirnhälfte erweckt werden. Damit zeigt sich eine latente Funktionsbegabung auch in der rechten Gehirnhälfte. — Die linke Gehirnhälfte, verstehen wir jetzt, leitet die „individuellen“ Funktionen, die rechte Gehirnhälfte wird demnach die kollektiven Funktionen beherbergen. Dem entsprechen die Erfahrungen an Hirnkranken, die bei linksseitiger Hirnschädigung kollektive Funktionen entwickeln (magische Vorstellungen usw.). Die rechte Gehirnhälfte — dem Linksausdruck korrespondierend — entwickelt vielleicht die Funktionen, die die Träume senden und den Schlaf, in den wir absinken, wenn die Individualfunktionen erschöpft sind, damit wir aus den Kollektivfunktionen wieder neue Kraft schöpfen.

Als Stütze für unsere Annahme dient ein großes Material an Symbol und Traumanalysen.

Wir wollen nur als Beispiel auf die politische Symbolik in der Entsprechung der „Linken“ mit der Internationalität, der „Rechten“ mit der der individuellen Nationalität und auf das gleiche hier herrschende Spannungssystem hinweisen.

Ebenfalls auf die Urbedeutung des Hakenkreuzes:

Wir unterscheiden eine nach rechts und eine nach links gewandte Form. Für beide Formen sind uns verschiedene Bedeutungen überliefert. Das nach links gerichtete Zeichen, auch Swastika genannt, hat als chinesisches Zeichen die Bedeutung von 10.000 und drückt in verschiedenen Zusammensetzungen aus: „alle, alles", „alle Dinge der Erde", „alle Staaten der Erde", „international". Japanisch bedeutet es auch „ewiges Leben". Im Buddhismus bedeutet es „ewiges Glück" und damit das Eingehen in das Totale.

Die Linkswendung ist also das Zeichen des kollektiven Zusammenhanges. Die andere Form des Zeichens — heute wieder verbreitete — ist die nach rechts gewandte.

In dieser Form stellt es den Hammer des Gottes Thor dar, mit dem er die den Menschen feindlich gesinnten Eis- und Steinyötunen zerschmetterte. Es ist das Zeichen des Individuums, seines Kampfes gegen kollektive Gewalten.

Für die Traumanalysen ergeben sich von hier aus ganz neue Aspekte. Die topische Orientierung bietet einen Angelpunkt, die Dynamik der seelischen Systeme festzustellen, aber noch mehr, es ergeben sich auch Zentren, die zu ganz bestimmten Traumbildkonstellationen führen.

Unsere Ergebnisse führten weiterhin zu Untersuchungen über das Seelenleben der Kinder, der Primitiven, der Geisteskranken, über Formen der Sexualität und der seelischen Entwicklung.

Unsere Ergebnisse führten aber auch weiterhin zum Abschluß einer „Anwendung der experimentellen Tiefenpsychologie auf die Graphologie". Die Lehre von der Handschrift mußte zum ersten Mal wissenschaftlich fundiert werden unter Einbezug tiefenpsychologischer Erkenntnisse. Andererseits können die Manifestationen des Unbewußten gerade auf Grund der Handschrift experimentell nachgewiesen werden.

Es ergibt sich, daß das individuelle Wunschbild Teil eines umfassenderen Bildes ist, nämlich jenes, das die Kollektivfunktionen repräsentiert. Auch topisch ist es in dasselbe eingelagert. Jenes allgemein seelische Grundbild, das die Ausdrucksformen des Magisch-Mythischen, des Sozial-Kollektiven, die Lebenssinn-Bemühung innehat, umfaßt auch das Wunschbild. Wir nennen es: „Das unbewußte Bild." Mit dem Wunschbild strebt der Mensch dem „unbewußten Bild" zu. Das unbewußte Bild bestimmte die latente Spaltung.

An der Handschrift läßt sich besonders klar nachweisen, daß die Ausdrucksform nur ganz gering das widerspiegelt, was der Mensch ist, seine Existenzialform, vielmehr ist sie eine final bestimmte Ausdrucksform, bestimmt vom unbewußten Bild, dessen Erfassung die Konsequenzen einer experimentellen Tiefenpsychologie dienen.

**Literaturangabe**

Werner, Wolff:

Über Faktoren der charakterologischen Urteilsbildung, Z. f. angew. Psych., Bd. 35, H. 5, 6.
Gang und Charakter, Beiheft der Z. f. angew. Psych., Bd. 58.
Charakterologische Deutung eines Handlungsablaufes, Z. f. angew. Psych., Bd. 43, H. 1, 2.
Experimentelle Persönlichkeitsdiagnostik, 3 Fortsetzungen, Zentralblatt f. Psychotherapie,

Bd. IV, H. 10, H. 11, H. 12.

Selbsterkennung und Selbstbewertung im wissentlichen und unwissentlichen Versuch, Psycholog. Forschung, Bd. 16.

Gestaltidentität in der Charakterologie, Psychol. u. Medizin, Bd. IV, H. 1.

Über die Struktur der Assoziationen, Beitrag zur Persönlichkeitsforschung, Z. f. angew. Psychol., Bd. 33, H. 4, 5.

Realität und Metarealität, zur Psychologie des psychopath. Jugendlichen, Zeitschr. f. Kinderforsch., Bd. 35, H. 1.

Sadismus und Masochismus bei Kindern und Jugendlichen, Z. f. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 132, H. 3, 4.

Zukunftsideal und Erleben bei Proletarierkindern, Z. f. pädagog. Psychol., 30. Jg., H. 12.

Bemerkungen über die psychische Struktur des Kindes, Z. f. pädagog. Psychol., 30. Jg., H. 4.

Das Krankheitserlebnis der Pubertät, Die Erziehung, 1929.

Philosophie in der Psychiatrie, Katalytisch-religiöse Erlebnisformen in der Psychose, Z. f. Neurol. u. Psych., Bd. 125, H. 4, 5.

Psychologie in der Psychiatrie, gestaltliche Faktoren in der Psychiatrie, Z. f. Neurol. u. Psych., Bd. 115, H. 5.

Traum und Organismus, Traumtherapie, Allgem. ärztl. Z. f. Psychotherapie, Bd. 2, H. 10.

Der griechische Narzißmus, ein Beitrag zur Kulturtherapie, Zentralblatt f. Psychotherapie, Bd. 3, H. 8.

Plastizität und Kohäsion im Denken der Primitiven, Z. f. Völkerpsychologie u. Soziologie, 6. Jg., H. 2.

Der archaische Sprachorganismus, Z. f. Psychologie, Bd. 110.

Caracterologia experimental, Revista de Pedagogia, an. 12, No. 141, Madrid.

La orientacion profesional, Revista de Pedagogia, an. 1, No. 3, Barcelona.

Le symbolisme du subconscient. LU, 3e année, No. 34, Paris.

The experimental study of forms of expression. Character and Personality, vol. II, No. 2, 1933.

Dreta i esquerra. Mirador, Barcelona 1932.

Der erste Band der „Grundlegung einer experimentellen Tiefenpsychologie" wird unter dem Titel „Grundlegung einer experimentellen Charakterkunde" bei Rascher & Cie., Zürich, und in spanischer Sprache hrsg. vom Instituto psicotécnico Madrid, erscheinen. Der zweite Band: Die Handschrift im Experiment und im Lichte der Tiefenpsychologie, der dritte Band: „Die Sinnfrage im Traum und das unbekannte seelische System" werden zunächst in spanischer Sprache (s. o.) erscheinen.

---

# BESPRECHUNGEN

## Aus der Literatur der Grenzgebiete

BALLY, GUSTAV: **Biologische Voraussetzungen der frühkindlichen Persönlichkeitsentwicklung.** Schweiz. Archiv f. Neur. u. Psychiatrie. Bd. XXXII, H. 1. Zürich, Orell Füßli, 1933.

Das Tier erscheint um so intelligenter, je länger seine Kindheit gedauert hat. „Die Kindheit bei Mensch und (höherem Wirbel-) Tier zeichnet sich dadurch aus, daß die Eltern, in erster Linie die Mutter, die lebensnotwendigen Bedürfnisse befriedigen, wodurch dem Kinde eine gewisse Sicherheit, eine Schonzeit vor der Realität, gewährt ist. Und das Kind benützt diese Schonzeit — zum Spielen... Das heißt, es beginnt eine im Rahmen der Brutpflege gewissermaßen überflüssige Anlage zu entfalten." Jagen und Kämpfen in spielerischer Wiederholung führt zum Erkennen der Gegenstände, d. h. zur Objektivierung, „während das spielende Tier sich selbst in der Fülle immer neu und immer anders wiederholter Bewegungen in seinen vielfältigen Möglichkeiten als Subjekt erlebt. — Es zeigt sich nun, daß der Mensch... mehr dem jungen Tier als dem ausgewachsenen gleicht. Während das Tier seiner Jugendzeit eine Bereicherung an Handlungsmöglichkeiten und eine gewisse Wahlfreiheit der Handlungen in bezug auf das biologische Ziel verdankt, verdankt der Mensch seiner extrem langen Abhängigkeit von seinen Eltern — seine Kulturfähigkeit." Kultur ist u. a. eine „Äternisierung der elterlichen Fürsorge". Sie befreit „einen Teil des animalischen Systems von der Zusammenarbeit mit den vitalen Bedürfnissen. Wir sagen: von den Trieben" (Beutegewinnung, Feindesschutz, Gewinnung des Geschlechtspartners). Die beiden Extreme der elterlichen, resp. kulturellen Fürsorge: Überstrenge und Verzärtelung führen zum nämlichen Resultat; „sie machen den Menschen vermindert lebensfähig. Der Mensch hat in einem solchen Milieu keine Gelegenheit, die Sprache seines Innern kennenzulernen... Er befindet sich mit seinem entfremdeten senso-motorischen System ratlos den sich meldenden vitalen Spannungen, den Trieben gegenüber, weil er nicht gelernt hat, sie außerhalb des Rahmens elterlicher Fürsorge, gewissermaßen in eigener Regie zu befriedigen." Wird also die Erziehung „forciert, wird die Verbindung von Triebspannung und animalischer Exekutive auf einer zu breiten Front verhindert, so entstehen die Neurosen. — Die Neurosentherapie stellt sich die Aufgabe, die Verbindung der Funktionen soweit als möglich herzustellen. Das muß geschehen durch ein Wiedererinnern, richtiger ein Wiedererleben der infantilen Situationen, in denen die Entwicklung zur Einheitlichkeit im Ansatz unterbrochen wurde. Aus diesem Grunde betont die Psa. die Inhalte des frühkindlichen Erlebens und erkennt ihnen pathogene Bedeutung für die Entstehung der Neurosen, determinierende Bedeutung für die Entstehung des menschlichen Charakters zu."

So hat B. kurz, klar und originell in einer Frühjahrsversammlung 1933 den Schweizer Psychiatern die Rolle der Frühkindheit nahegebracht. Zu wünschen wäre von analytischer Seite, daß der Autor es nicht bei seiner großzügigen Skizze bewenden läßt, sondern seine biologischen, speziell seine tierpsychologischen Kenntnisse uns weiterhin vermittelt (vgl. auch Imago, XIX, 1933, S. 339ff., Bally: „Die frühkindliche Motorik im Vergleich mit der Motorik der Tiere").

H. Christoffel (Basel)

BERTALANFFY, LUDWIG VON: **Theoretische Biologie, I. Bd.,** 1. Allgemeine Theorie, Physikochemie, Aufbau und Entwicklung des Organismus. Berlin, Gebr. Borntraeger, 1932. XII und 349 Seiten.

Dieses Buch vermittelt reiche Belehrungen und Anregungen. Der Verfasser vertritt die Lehre der „organismischen Biologie". Die Grundlage des Lebens ist die Organisation, die

Charakteristik der Lebensvorgänge ihre Ordnung. Physikochemische Analyse kann keine vollständige Erklärung der Lebensphänomene bedeuten. Die Vorgänge im Organismus dienen der Erhaltung des Ganzen. Die Geordnetheit der Lebensvorgänge ist nicht eine vitalistische Hypothese, sie kann nicht durch Kenntnis der Einzelvorgänge erfaßt werden. Eine Erklärung der Systemgesetzlichkeit des Organismus als Ganzes muß zu den Erklärungen der Einzelvorgänge hinzutreten.

Der Verfasser sieht daher Ordnung und Zweck im Organismus. Er will jedoch Psychologie aus der Betrachtung ausschalten. Zweck ist aber ein psychologischer Begriff. Die Betrachtung der Außenwelt lehrt uns nur dann etwas über Zwecke, wenn wir sie als belebt sehen und mit unserem eigenen Erleben vergleichen. Psychologie wird dann aber zu einem integrierenden Bestandteil der Biologie. Die psychoanalytische Forschung ist daher berufen, die Probleme der allgemeinen Biologie wesentlich zu fördern. Triebhaftigkeit und Spannung sind wesentliche Bestandteile des biologischen Systems. Das Individualitätsproblem, das dem Verf. Schwierigkeiten bereitet, bekommt dann einen guten Sinn.

Der Analytiker wird restlos zustimmen, wenn der Verf. feststellt: „Ein beliebiges organisches System ist im wesentlichen nichts anderes, als eine hierarchische Ordnung im dynamischen Gleichgewicht stehender Abläufe. Auch beim Organismus ist das Beharrende nicht die feste Struktur, sondern die Gesetzlichkeit des geordneten Ablaufs.“ ... „In Wirklichkeit gibt es keinen Gegensatz zwischen der Struktur, welche der eigentliche Träger der Funktion wäre (und der Funktion), sondern nur eine räumlich-zeitliche Ordnung. Eine Eidechse ist in dynamischer Betrachtungsweise ein Ausschnitt aus einem Geschehensfluß. Normalerweise fließt z. B. das Material des Schwanzes langsam ab und wird durch neues ersetzt (‚Physiologische Regeneration‘). Wird jedoch der Schwanz durch einen Hieb abgetrennt, so erfolgt eine Beschleunigung in einem Teil dieses Geschehensstromes als ‚Regeneration‘. Die Psychoanalyse hat immer wieder die Dynamik der Lebensabläufe betont. Freilich kommt diese Dynamik im Psychischen zum klarsten Ausdruck.“

B. wendet auch der Irreversibilität des Lebensvorganges volle Beachtung zu. „Leben ist ... eine Nekrobiose, ein allmählicher Tod. Altern und Tod würden also dann den Übergang zur fortschreitenden Entropie bedeuten.“ Man wird auch hier leicht den Übergang zu psychologischen Fragestellungen finden. v. B.s organismische Biologie ist sicherlich ein wesentlicher Fortschritt, aber es erscheint mir unberechtigt, die Psyche nicht als wesentlichen Aspekt des Organismus zu sehen. Wie groß die methodischen Schwierigkeiten sein mögen, die Biologie wird durch diese Einbeziehung nur gewinnen. Was als seelisch der inneren Verfassung zugänglich wird, ist ein Naturfaktor von großer dynamischer Gewalt.

So regt dieses Buch zum Nachdenken über fundamentale Probleme an, enthält aber auch eine Fülle kritisch gesichteten Tatsachenmaterials und ermöglicht eine verläßliche Orientierung über Fragestellungen, Ergebnisse und Fortschritte auf dem Gebiete der Lebenswissenschaft.

P. Schilder (New York)

FELDKELLER, PAUL: **Sinn, Echtheit, Liebe** nach Paul Hofmanns Sinn-Analyse und deren Bedeutung für die Weltanschauungskrise der Gegenwart. Panbücherei, Gruppe Philosophie, Nr. 11. Berlin-Charlottenburg, Panverlagsgesellschaft m. b. H., 1931, 130 Seiten.

In dieser lesenswerten Schrift wird die Lehre vom Sinn nach den Grundgedanken über Sinnanalyse, wie sie in den philosophischen Abhandlungen Paul Hofmanns niedergelegt sind, überaus klar entwickelt und ihre Tragweite für den Fortschritt der Philosophie und unsere geistige Kultur überhaupt gewürdigt. Die Sinn-Philosophie, meint der Verf., kommt innerhalb des gesamten modernen Objektivismus (Phänomenologie und verwandte Richtungen) nicht zu ihrem Rechte, da Sinn wesentlich subjektiv ist; nur in der Psychoanalyse

wird das Problem energisch in Angriff genommen, allerdings mit unzulänglichen, ja widerphilosophischen Mitteln. Sinn vermag nur vom Ich selbst erlebt zu werden; hinter dieses absolute Evidenzerlebnis kann nicht zurückgegangen werden. (Das Trügerische solcher Evidenzerlebnisse hat die Psychoanalyse aufgezeigt.) Das Ich als Ort der Sinnerfüllung ist mehrfach geschichtet; unser Selbst umschließt eine peripher gelagerte Triebanlage und einen Kern, das „Wertungszentrum", das die Quelle der Echtheit ist. F. stellt die Tiefe des bewußten Wertens, die sogenannte Innerlichkeit als dritte Dimension des bewußten Lebens der symbolhaften Flachheit des Bewußtseins im Sinne der Psychoanalyse entgegen. Auch sonst wird der die Triebe als das Tiefere ansehende Naturalismus und Biologismus der Psychoanalyse heftig bekämpft, wenn auch manche ihrer Errungenschaften anerkannt werden. Der Autor unterscheidet im Einklang mit seinen Grundannahmen scharf zwischen der rein sexuellen Triebbefriedigung und der Erotik der seelischen Liebe. Diese seelische Liebe wohnt in der tiefsten Willensschicht als ichhaftester Lebenssinn; sie ist zugleich altruistischer Drang und stärkste Ich-Förderung. Im zweiten Teile des Werkes wird die Frage zur Erörterung gestellt, ob das Ich, das Subjekt, die letzte Instanz aller Sinnhaftigkeit der Welt ist oder aber das Sein, und zugunsten eines personalen Sinn-Erlebens, richtiger: schöpferischen Verstehens (statt eines bloß „adäquat Vorstellens") entschieden. Der dritte Abschnitt endlich gelangt zu dem Ergebnis, daß die realistische und diesseitige Sinn-Philosophie P. Hofmanns das der geistigen Weltlage der Gegenwart angemessene Denksystem darstellt.

A. Winterstein (Wien)

**LALO, CHARLES: L'expression de la vie dans l'art** (Bibl. de Philosophie contemporaine), Paris, Felix Alcan, 1933, 263 Seiten.

Im Mittelpunkte des Gedankenganges dieser fesselnden Schrift, die der Verfasser in mehreren älteren Veröffentlichungen vorbereitet hat, steht die Einsicht, daß das Verhältnis des Werkes zu seinem Schöpfer und in weiterem Sinn die Funktion des Kunstwerkes in der Gesellschaft meist einseitig dargestellt wird. Denn „neben dem traditionellen Typus, der Übereinstimmung von Kunst und Leben — es ist vielleicht der am wenigsten reale und am wenigsten reine —" (S. 223) lassen sich andere Beziehungen aufzeigen, etwa solche, in denen die Kunst der Flucht vor dem Leben dient.

Den Gegensatz lebensnaher und lebensferner Kunst — ein für alle Patho- und Psychographie zentrales Problem — wird Lalo demnächst in zwei gesonderten Schriften (*L'art loin de la vie* und *L'art près de la vie*) an der Hand von Beispielen aus der Literaturgeschichte ausführlicher behandeln. In der vorliegenden Schrift aber hat er seine Auffassung nur angedeutet und dem System einer „relativistischen" Kunstphilosophie eingefügt, das er im Umriß entwirft.

Die Kritik der über die Beziehung von Kunst und Leben schon geäußerten Ansichten gibt dem Verfasser Gelegenheit, einen klaren und ausführlichen Überblick über die Lehren der Psychoanalyse zu geben. Seine Einwände richten sich gegen die Arbeiten einzelner Analytiker, aber auch gegen manche — zum Teil mißverständlich interpretierte — Grundanschauungen. Das ist um so bedauerlicher, als sich ein großer Teil der von Lalo vertretenen Thesen mit Anschauungen der Psychoanalyse verbinden oder gar durch sie besser stützen ließen. Die Lektüre dieser durch vollendete Beherrschung der Literatur und eine Fülle anregender Problemstellungen gleichmäßig ausgezeichneten Schrift ist jedem, der an Fragen der Kunstpsychologie Anteil nehmen will, nachdrücklich anzuraten. In einem Feuerwerk von Geist und Witz scheint sich der Gedankengang da und dort zu verlieren, doch der Verfasser findet stets mit sicherer Hand den Faden im Knäuel und man lernt bald ihm dankbar auf alle Abwege folgen.

E. Kris (Wien)

MARIN, JUAN: **Lecciones de Psicoanálisis.** Habana, Imp. La Milagrosa, 1933.

Die vorliegende Schrift vermittelt Kenntnisse, die der Verfasser im wesentlichen drei unzulänglichen und mißverständlichen Abhandlungen von drei spanischen Autoren entnommen hat. Der Verfasser gibt seinen Lesern den Ratschlag, das Erlernen der Psychoanalyse mit dem Studium dieser drei Arbeiten zu beginnen und die Freudschen Werke erst später zu lesen.

Unbewußt und vorbewußt werden in dieser Schrift gleichgesetzt; Jungsche Gedanken kommen, schlecht ausgedrückt, im Buch vor. Der Heilungsprozeß wird mit der Wiedergabe einiger Sätze aus der spanischen Übersetzung von Stefan Zweigs „Heilung durch den Geist" beschrieben. Der Verfasser hofft, daß das Lesen seiner Vorlesungen „kranken Seelen, welche in einer dunklen Ecke untröstlich leiden", helfen könne. A. Garma (Madrid)

MUTIUS, GERHARD VON: **Zur Mythologie der Gegenwart.** Gedanken über Wesen und Zusammenhang der Kulturbestrebungen. München, Ernst Reinhardt, 1933. 128 Seiten.

Das im Oktober 1932 in Druck gegebene Büchlein ist der deutschen Jugend gewidmet. Der Verfasser wertet darin das Mythische gegenüber den praktischen und wissenschaftlichen Idealen, indem er das Mythische schon rein definitorisch überschätzend als „zusammenfassenden Ausdruck für die vital geladene, weltverbundene Phantasie" und als die „Wurzel, aus der die Kultur emporschießt und ihre Lebens- und Wachstumskräfte zieht" betrachtet. Ihm ist der Mythos der Begriff für Weltverbundenheit, für alles Transzendentale, für alle die höheren Wertungen, die unseren Vorstellungen von Kultur und Kunst innewohnen. Der Verfasser geht soweit, das Prinzip der Wissenschaft, das zu streng, zu heroisch, zu aristokratisch sei, wenn nicht abzulehnen, so doch durchbrechen zu lassen von den Ansprüchen seines mythischen Gebäudes, damit Wissenschaft erträglich und erfolgreich sei. „Die Wissenschaft, die wissenschaftliche Wahrheit ist eine Übertreibung der Instanz zwischen Mensch und Welt, oder muß sich doch in ihrem weiteren psychischen Verlauf so auswirken. Denn wie sie aus einem vitalen Orientierungsbedürfnis entspringt, so muß sie sich auch in die sogenannte Naturbeherrschung umsetzen. Aber dieser Begriff ist menschlicher Größenwahn, die Naturkräfte bleiben autonom und frei. Auch Naturbeherrschung ist nur gewillkürte Kollaboration mit der Natur. Nur die egozentrische Selbstüberschätzung des Bewußtseins macht die Natur zur Dienerin, zur Sklavin. Es ist, wie wenn das Kind zur Mutter sagte: ‚Ich war schon vor dir da und du hast zu gehorchen'." Der Verfasser hält den vom wissenschaftlichen Menschen strenger Observanz verpönten Nimbus der Disziplinen, wie sie der Laie ihnen verleiht, für einen notwendigen und fruchtbaren Bestandteil derselben, durch den sie erst dem Menschen lebensfähig werden. Das Büchlein klingt aus in eine Apotheose des Religiösen.

Soweit psychologisches Interesse in Frage kommt, ist die Ausbeute in den wertdurchwirkten Ausführungen des Autors gering. R. Sterba (Wien)

VIALLE, LOUIS: **Le désir du néant,** Contributions à la psychologie du divertissement. Paris, Alcan, 1933, 745 Seiten.

„Diese Arbeit möchte ein Beitrag zur Psychologie der Ablenkung, *‚divertissement'* im Sinne von Pascal sein. Es sollen die wichtigsten moralischen Ausflüchte aufgezeigt werden, durch die es dem Menschen gelingt, sich von gewissen Gedanken abzulenken, von denen erfüllt zu sein eine Gefährdung des Lebens bedeutet." Mit diesen Worten wird die vorliegende Schrift eingeleitet, in der der Verf. die bemerkenswertesten Versuche aufzeigt, die der Mensch

auf den Gebieten der Philosophie und der Religion unternommen hat, um sich von den „ewigen Zwangsvorstellungen zu befreien, die ihn bedrängen; die Schwäche vor dem Unendlichen, der Mangel eines höchsten Zieles, die Angst vor dem Tod, u. a. m.".

Es handelt sich um eine philosophische Studie, die unter dem Gesichtswinkel der Psychoanalyse kein Interesse hat; der Name Freuds begegnet weder im Text noch im Schriftenverzeichnis. Der aber, der sich über die Bemühungen und Befreiungsversuche (*rédemption*) der wichtigsten Mystiker (hl. Teresa, hl. Johann vom Kreuz, Pascal), Metaphysiker (Schopenhauer) und Positivisten (Auguste Comte) unterrichten will, wird diesen großen, sehr gut geschriebenen Band, der von höchst persönlichen Ideen erfüllt ist und von stattlicher Belesenheit zeugt, mit Nutzen durcharbeiten. H. Flournoy (Genf)

VIALLE, LOUIS: **Détresses de Nietzsche.** Paris, Félix Alcan. 1932. 152 Seiten.

Schon Moebius wagte den Versuch, die letzten Schriften Nietzsches aus seiner Krankheit abzuleiten. Auch der Autor der vorliegenden Arbeit kommt zum Schlusse, daß das Werk Nietzsches der Ausdruck eines Kampfes ist, um qualvolle Zustände zu überwinden. (*„L'oeuvre de N. est l'expression d'une lutte pour vaincre des douloureuses hantises."*) In sorgfältigem Studium wird die individuell psychologische Bedingtheit des Werkes verständlich gemacht, unter Einflechtung zahlreicher Beispiele, die eine sorgfältige Übertragung aus dem Urtext verraten. Obwohl die Ausführungen viel Verlockendes an sich haben, befriedigen sie den Leser doch nicht ganz. Einerseits ist der geniale Blick Nietzsches für historische und psychologische Probleme nichts Krankhaftes, andererseits fehlen der vorliegenden Arbeit die psychoanalytischen Voraussetzungen, ohne die eine solche Untersuchung heutzutage nicht mehr gedacht werden kann. Ph. Sarasin (Basel)

WAIS, KURT K. T.: **Das Vater-Sohn-Motiv in der Dichtung bis 1880.** Stoff- und Motivgeschichte aus der deutschen Literatur, Band 10. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1931. XIV und 69 Seiten. — Das Vater-Sohn-Motiv in der Dichtung 1880—1930. Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur, Band 11. Ebenda. 1931. VIII und 89 Seiten.

Der Verfasser versucht in ziemlich offener Gegnerschaft zur Analyse den Nachweis, daß der Vater-Sohn-Konflikt, für dessen häufige Darstellungen in der Literatur die sorgfältigen Aufzeichnungen des Autors selbst genügend Material aufbringen, nicht urkomplexbedingt und dadurch ubiquitär für alle Zeiten sei, sondern daß er vor allem seiner Eignung zur Darstellung weltanschaulich-politischer Konflikte seine Beliebtheit verdankt. Als beweisend erscheint dem Autor dabei, daß in den Dramen und übrigen literarischen Erzeugnissen der Vaterhaß des Sohnes nicht ersichtlich sexuellen Motiven entspringt, wie es dem Ödipuskomplex entspräche, wobei er freilich die Tatsache der Verschiebung und indirekten Darstellung nicht gelten läßt. Er zeigt damit, daß er die analytische Theorie vom latenten Gehalt des Kunstwerks nicht erfaßt hat. Auch ist ihm das reichlichere Auftreten der kulturfeindlichen Haltung des Sohnes in der Literatur revolutionärer Umsturzepochen Beweis für die weltanschaulich-politische Bedeutung dieses Phänomens. Er vermag den nächsten Schritt zur Annahme, revolutionäre Idee und Vater-Sohn-Konflikt in der Literatur könnten ein und derselben menschlichen Quelle, nämlich dem Ödipuskomplex entstammen, nicht zu tun. Trotz allem gelingt es dem Verfasser nicht, die Wirksamkeit des Vater-Komplexes für die Literatur zu verleugnen, ja er muß für manche literarische Produkte und Persönlichkeiten (so Dostojewski) seine Gültigkeit *expressis verbis* bejahen. R. Sterba (Wien)

WENZL, ALOYS: **Das Leib-Seele-Problem im Lichte der neuern Theorien.** Leipzig, Felix Meiner, 1933. 104 Seiten.

Wenn der Psychoanalytiker an metaphysische Fragen wie die vorliegende herangeht, so tut er es bewußt als Laie, läßt sich aber gerne belehren, wenn er auch ahnen mag, daß es sich hier um unlösbare Fragen handelt. Immerhin bleibt für den Autor „das Leib-Seele-Problem das Gipfelproblem aller theoretischen Psychologie, das Zentralproblem aller Metaphysik, der Kern aller weltanschaulichen Problematik".

Erst beschreibt der Autor den Stand der Fragen seit 1900 an Hand zahlreicher Arbeiten moderner Forscher (Busse, Dürr, Höfler, Becher, Driesch, Reininger usw.). Er unterscheidet „eigentlich zwei verschieden und getrennt zu beurteilende Typen von Kausationen" (Typus I: physische Ursache mit psychischer Wirkung, und Typus II mit umgekehrtem Verhältnis), und berücksichtigt die beiden wichtigsten Theorien, die die Beziehung zwischen den psychischen und physischen Naturbereichen klären sollten: die Theorie der Wechselwirkung und die des Parallelismus. Dann untersucht er die Fruchtbarkeit der modernen physikalischen Theorien für sein Gebiet (Relativitäts- und Quantentheorie) und die der neuen Ergebnisse in der normalen und pathologischen Physiologie (Goldstein). Dann folgt eine Diskussion der Gestalttheorie (Köhler), mit ihren ausgesprochen physiologischen Voraussetzungen („Ich erlebe meine Nervenprozesse qua Gestalt". M. Scheerer). Schließlich wendet er sich dem Problem des Unbewußten zu.

Der Psychoanalyse wird wenig Verständnis entgegengebracht, augenscheinlich, weil sie nicht in das System paßt. Wie W. die Dinge denkt, erläutert am besten der folgende Satz: „Ich erlebe meine Nervenprozesse, soweit sie psychisch mitbedingt, physisch virtuell sind, oder (unter Einbeziehung des Gestaltsgedankens) qua virtueller Gestalt."

Es folgt ein Nachtrag über Bleulers Mnemismus und Klages' Antithese von Seele und Geist und schließlich eine Schlußbetrachtung mit dem Satz: „Mit der Annahme eines Pluralismus (hierarchisch geordneter) beseelter Wesen ist für eine Vereinigung von Parallelismus und Wechselwirkungslehre der Weg offen."

Die Darstellung ist sauber und klar, vertieft aber den Eindruck, daß hier Naturbereiche vorliegen, die unser Verstand nicht vereinigen kann. Zweifellos hat auch Freud wiederum recht, wenn er uns warnt, psychische und physische Dinge zu vermischen, worin ihm Goethe bereits vorangegangen ist, wenn er sagt: „Die Gipfel der Reiche der Natur sind entschieden voneinander getrennt und aufs deutlichste zu unterscheiden."

Ph. Sarasin (Basel)

---

# IMAGO, Band XX ⟨1934⟩, Heft 1

(Ausgegeben im März 1934)



## Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

*DR. LUDWIG JEKELS,* Wien I, Lobkowitzplatz 1

*DR. EDMUND BERGLER,* Wien I, Seilerstätte 7

*DR. HANNS SACHS,* Somerset Hotel 400 Commonwealth Ave. Boston, Mass. U. S. A.

*MISS I. A. GRANT DUFF,* 40 Upper Gloucester Place, London N.W. 1.

*DR. WERNER WOLFF,* Barcelona, Castillejos 422

Wir bitten zu richten:

**Redaktionelle Zuschriften** aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

**Redaktionelle Zuschriften** aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th street, New York City.

**Geschäftliche Zuschriften** aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Manzsche Buchdruckerei, Wien IX